Kaiser und Papst.

Dritter Theil.

Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

In vier Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

Mittag.

Zweites Buch.

(1230—1235.)

(Fortsetzung.)

VI.

„Parrucchetto! Parrucchetto, wo bist Du?“ riefen die Sclavinnen durch alle Räume des Schlosses nach ihrem Lieblinge, dem Kleinen. — Aber Parrucchetto meldete sich nicht. — „Parrucchetto! Ach vielleicht ist er krank?“ Sie durchstöberten jedes Winkelchen, jede Kammer, jedes Gebüsch im Garten; dachten im Ernst, daß er krank sei, und freuten sich drauf, ihn zu pflegen; sie betrachteten ihn wie ein Kind und empfanden, ihm gegenüber, den unschuldigen Instinkt kleiner Mädchen, die mit einer Art von mütterlicher Zärtlichkeit jüngere Geschwister hätscheln.

„Vielleicht steckt er bei dem Koch! — Vielleicht in der Speisekammer bei den Töpfen mit eingezuckerten Früchten.“ Aber auch dort fanden sie ihn nicht. Die Mädchen wurden nun ernstlich besorgt um ihren Günstling und brachten die gesammte Bewohnerschaft von Campofelice in Bewegung.

Auch der mürrische Kaf blieb von ihren Fragen nicht verschont. Bei der ersten Erkundigung nach dem Zwerge dachte er an ganz andere Dinge, bei der zweiten fiel ihm bei, daß er ja den geschwätzigen Kleinen in der Eile in den Wandschrank gesperrt hatte. —

Er eilte hin und schloß auf; da saß der Kleine in einem Winkel, in sich zusammengekauert, den Kopf in seinem Schooß, auf untergeschlagenen Beinchen, wie ein abenteuerliches Götzenbild.

„Parrucchetto! Parrucchetto!“ schrieen die Mädchen freudig, da sie seiner ansichtig wurden,

und drängten sich heran, indessen der Eunuch, die Hand auf den offenen Flügel des Schrankes gelegt, gleichgültig vor sich hinblickte und zerstreut mit dem Schlüsselbunde klapperte, der am Schlüsselloche hing.

„So komm doch heraus!“ riefen die Mädchen unter Gelächter über seine närrische Stellung; die Muthwilligste zupfte den Kleinen, wollte ihn am Ärmchen ergreifen und wie einen Papagei sich auf die Schulter setzen. Da kollerte der Zwerg aus dem Gefach. Die Sclavin sprang entsetzt wie vor einem Skorpione bei Seite. — Athemlos umstarrten sie ihre Gefährtinnen.

„Was? Ist er todt?“ sprach Kaf, indem er ihn, wie eine Marionette, am Arme aufhob. — „Wahrhaftig! — Fort, ihr Mädchen! Macht ihm das Leichenhemd. Flink! Flink!“ Sein gehobener Arm scheuchte die Schwarzäugigen wie Gazellen. „Armer Däumling!“ redete Kaf den kleinen Todten an. „Warst ein Zwitter, wie ich.

Sage mir einer, weshalb Fliegen erschaffen sind! — Weshalb wardst Du's? Sonntest Dich, naschtest, warest verliebt, summtest wie eine Fliege! Und so starbst Du!"

Hierauf ging er geradesweges zu Manadora und meldete ihr den Unglücksfall, und entschuldigte sich nicht, als sie entrüstet, fast noch mehr über seine Gleichgültigkeit, denn über die That selbst, ihn zur Rede stellte. „Was that ich so arges?" sprach er kalt und ruhig. „Was Schlimmeres als ein Kaiser? Ich vergaß ihn eben, — wie Friedrich Euch!" Mit diesen Worten verließ er sie.

Am Abend wurde Parrucchettos Leichenbegängniß abgehalten. Der Freund des Seligen, der Koch, hatte einen großen zierlichen Napf, der wie ein Kürbiß geformt war, zum Sarge bestimmt. Die Sclavinnen gaben ihre schönsten mit Silberfäden durchzogenen Schleier zum Leichentuche her und gossen köstliche wohlriechende

Öle, womit sie nach morgenländischer Sitte die Herrin und sich zu salben gewohnt waren, in den Sarg. Sie trugen ihn vor das Schloß in die Waldeinsamkeit hinaus, in eine kleine Grotte nicht allzufern von dem Wildwasser, aus welchem Heinrich ihn befreit hatte; — statt des nassen Todes so bald ein allzutrockner! Die Mädchen trugen Lampen und stellten sie in der Grotte um die Grube im Kreise; wie Johanniskäfer leuchtet dieser Kranz im Dunkel; die Stimmen des Waldes rauschen, gute Nacht wünschend, herein. Die Mädchen können sich nicht enthalten, decken den Napf noch einmal auf, und legen Blumen und was sie an kleinen Kostbarkeiten haben, Ringe und Spänglein hinein. Der Koch macht den Ceremonienmeister und verrichtet sein Amt mit großem Ernst, der ihm possirlich genug ansteht. „Guter Parrucchetto," spricht er tief gerührt, „nun wirst du mir keinen Leckerbissen mehr mausen! Du warst der beste, freund-

lichste Zwerg, nicht boshaft wie Deinesgleichen sonst, warst so reinlich und so klug. Was irgend ich in meiner Kunst zu Stande brachte, und wenn alle es verunglückt nannten, Du lobtest es stets als gelungen, tröstetest — und verstandest mich! Ach, guter Parrucchetto, das ist nun alles aus, alles aus!" — Er weinte bitterlich, die Mädchen schluchzten auch und riefen: „Ach, guter Parrucchetto! Bester Parrucchetto! Gesegnet sei Dein Andenken und Dein Geist freue sich im Paradiese!" — Nun wirft eine jede noch Blumen und Erde hinab. Dann nehmen sie die Lampen auf und schreiten langsam aus der Grotte. Eine Lacerte raschelt durch die Steine, über die frische Erde hin, als sei sie Grabeshüterin. Durch Zweige sieht Heinrich, gelagert auf Moos, die Jungfrauen in ihren weißen Schleiern, mit den Leuchten, dahinschweben.

Der Kaiser hielt Wort. Er war früher in Campofelice, als Manadora, der Ankündigung der Boten zufolge, ihn erwartet hatte; er kam mit zahlreichem Gefolge, welches der Schönheit der reichen Fürstin huldigte und staunend ihres Schlosses festliche Räume durchrauschte. — Beim Anblick des Kaisers, auf dessen Antlitz die Heiterkeit des Friedens, vergaß Manadora anfangs den herznagenden Zweifel, welchen Kaf in ihr geweckt. Sie fragte ihn, als sie ihn endlich ungestört besaß, um hundert Kleinigkeiten, auf welche Liebe so großen Werth legt. Es fiel ihr anfangs nicht auf, daß das Wohlwollen, mit welchem ihr der Kaiser entgegen kam, nicht mehr Leidenschaft, sondern Artigkeit und Güte war, wie sie dem Freunde Pflicht sind. Nicht der Inhalt, schon der Klang der Worte war's, der sie entzückte. „Wie reizend ist Deine Einsamkeit, Manadora! Wie anmuthig und traulich!" sprach der Kaiser, „und doch verleitet sie Dich zu einer Sünde ge-

gen uns, die wir deshalb Deinen Anblick so oft entbehren müssen. Glanz und Pracht ist die Umgebung, welche Deiner Schönheit gebührt. Gewiß, Manadora, Du solltest diese klösterliche Ruhe verlassen und der Welt es gönnen, Deine Schönheit zu schauen. Neapel, Kapua, Palermo sind's, die sich zu einem Aufenthalte für Dich eignen, wo Du raschen Wechsel aller geistigen Genüsse findest, und alles, was die Kunst Herrliches schafft, in Deinen Kreis ziehen kannst. Wetteifernd werden dort die Edelsten Deine Wünsche zu erfüllen streben, ein glänzender, freudeathmender Hof wird sich um Dich sammeln."

Diese letzten Worte des Kaisers lockten den Gedanken an Kaf's Warnung aus der Tiefe ihres Herzens empor; kaum wagte sie's, ihm zu folgen, Friedrich's Rede schien ihr eine zarte Andeutung, daß, wenn Friedrich überhaupt die Absicht einer Vermählung habe, vielleicht sie der Gegenstand seiner Wahl gewesen sei. Zurückgekom-

men — durch Schmerz — von jenem wilden Stolze, der sie in Palästina beherrscht hatte, verlangte sie jetzt nicht einmal nach einer priesterlichen Verbindung mit ihm, wenn nur sein Herz ihr immer gehöre; als des Kaisers Freundin sah sie sich nicht minder geehrt, denn als Kaiserin selbst; und der Besitz ihrer geheimnißvollen ungeheuren Erbschaft war ihr jetzt willkommen, da sie kein Liebespfand des Kaisers als Geschenk zu betrachten brauchte, wie der Reiche es dem Armen gibt. Freudigen Herzens nahm sie des Kaisers Antrag, ihre Einsamkeit zu verlassen, an; doch entschlüpfte, ehe sie's hindern konnte, ihren Lippen die Frage: „Werde ich auch stets ein gern gesehener Gast an Deinem Hofe sein?"

„Du fragst, Manadora? Wer ermüdet, die Königin der Erde, die Sonne, jeden Morgen in ewig junger Schöne — zu sehen?"

„Und doch weiß ich...."

„Du verstummst plötzlich, meine holde Freundin? O sprich, sprich!“

Manadora erröthete, als fühlte sie die Schuld, daß sie dem Geliebten mißtrauen konnte! Als aber Friedrich nicht abließ, sie zu bitten, bekannte sie ihm: „Ich hörte, Du dächtest daran, ein Fürstenkind aus fernem Lande heimzuführen und Deinen Thron mit ihr zu theilen.“

Friedrich lächelte unbefangen und leichtsinnig: „Fesseln der Ehe? Ich denke nicht daran!“

Manadora fiel ihm um den Hals. „Was kümmert mich alles! bin ich doch Dein! Bin's immer! o vergiß, vergib meinen Zweifel! Vergib, vergib! Weiß ich's doch, daß Du mich noch liebst! — — —“

Ihr Jubel drückte ihn. Er war betroffen; es fiel ihm jetzt erst bei, daß wirklich von einer Vermählung die Rede gewesen; die letzten wichtigen Verhandlungen mit dem Papste hatten ihn jenen Vorschlag vergessen gemacht.

„Gewiß! Du bist meinem Herzen noch theuer, wie sonst, und stets Manadora, stets werde ich mich an Deiner Freundschaft erfreuen. —“ Er sann und wußte es bestimmt, daß bei jener Unterredung mit dem Kardinal kein Zeuge zugegengewesen; wie konnte Manadora davon erfahren haben? — „Ich denke nicht daran, mich zu vermählen,“ fuhr er fort; „doch muß ich Dir bekennen, daß vor einiger Zeit, bevor ich Dich wiedersah, die Rede auf diesen Gegenstand kam. —“

„Wie?“ fragte Manadora in gespannter Aufmerksamkeit.

„Ich will Dir nichts verhehlen, meine Freundin! Es war mein Freund, der Kardinal Sinibald, der mich im Vertrauen dringend aufforderte, mich zu vermählen; im Eifer seiner Freundschaft ließ er sich durch keinen Gegengrund, den ich ihm einwandte, zurückweisen; Gott weiß, wie viele Motive er vorbrachte, ich vergaß sie längst;

Ich besinne mich nur, daß ich ihn endlich, als er in die Hitze kam, mit Scherzen abwies, welche er mir übel deutete, und ganz erbittert über meinen Widerspruch ging er von dannen. Isabella...."

„— — von England war's, des Königes Schwester, die der Kardinal Dir nannte," fiel ihm Manadora freudehastig in's Wort; „ich sehe die Wahrheit! Lauter und ohne Falsch bist Du durch und durch, Friedrich! Nichts, nichts verschweigst Du mir. — O wie lieb' ich Dich! —"

„Ganz recht, Isabella von England!" erwiederte der Kaiser betroffen. — „Ich beschwöre Dich, Manadora, durch welchen Zauber erfuhrst Du, was ich und der Kardinal ohne einen andern Zeugen als Gott besprachen?"

Manadora war in Verlegenheit. Eröffnete sie dem Kaiser den wahren Hergang, so mußte dessen Zorn den Eunuchen treffen, der an seinem Diener gefrevelt; und obwohl sie jetzt um so we-

niger Grund hatte, dem mürrischen Kaf wohlzuwollen, so haftete doch seine große Treue zu tief in ihr und sie wollte ihn nicht preisgeben.

Der Kaiser war durch das fortwährende Zögern und Schweigen gekränkt. „Ich werde nicht weiter in Dich dringen,“ sprach er, „nachdem ich ungebeten Dir mein Vertrauen geöffnet!“

„O zürne mir nicht!“ flehte sie, zum Tode erschreckt, als sie diese Kälte fühlte; „Du sollst Alles wissen; o zürne nur nicht! Welcher Preis wäre zu hoch, wenn Deine Liebe auf dem Spiele steht. — — So wisse! — —“

Kaf, der, nicht wissend, daß Friedrich bei seiner Herrin sei, zu ihr kommen wollte, hatte vor der Thüre des Kaisers Stimme erkannt, blieb draußen und legte unwillkührlich das Ohr an die Thüre. „O wie sie sich erniedrigt!“ grollt' es in ihm. „Jetzt liegt sie zu seinen Füßen, sie, die werth wäre, ihren Fuß auf seinem Nacken ruhen zu lassen. O Schmach! O Schande! Und

ärger wird's noch! Leid' ich's? Clincior's Kind! Laß ich's ungerächt? Noch duldet er sie, bald ist er's müde und stößt sie von sich! Warum hörte sie mich nicht?...." Wieder lauscht er — „Welcher Preis wäre zu hoch? — Was bin ich! Nichts! — Er schuldet's! — Nicht auf sie falle die Schwäche!"

Rasch entschlossen öffnete er die Thüre und trat ein.

„Ich war's!" sprach er trotzig, ohne sich vor dem Kaiser zu beugen, — „ich hörte Dein letztes Wort. Madonna trägt keine Schuld. Dein Zwerg war ungesehen damals Zeuge, und von diesem erfuhr ich's!"

Zornig erhob sich der Kaiser. „Mit wem sprichst Du, Sclav? Zur Erde, wenn Du an den Kaiser ein Wort wagst! Schaffe mir den Zwerg, — zur Stelle! Ich will mit Lauschern Gericht halten."

„Den Zwerg?" erwiederte der Eunuch, tückisch

lächelnd. „Gestern Nachts begrub ihn der Koch. Ein Napf ist sein Sarg.“

„Lüge!“ rief der Kaiser; „Ausflucht! Du birgst ihn noch!“

„Ich barg ihn allerdings, sorgfältig genug. Er erstickte. Ich vergaß ihn! Was kann ich dafür?“

Manadora legte sich hastig in's Mittel. „Gnade, Gnade für ihn, Friedrich! — Nicht um seiner, um meiner willen! Er ist mein Diener, mir treu wie Gold. Nicht sein Äußeres sieh an; nicht vorschnell verdamm' ihn!“

„Ich besinne mich seiner!“ sprach der Kaiser finster, ungern an jene Zeit der innigsten Vertrautheit erinnert; er fühlte sich beengt wie durch lähmende Bande, an denen er gelenkt werden solle. Zudem der Gedanke: vielleicht sonst noch das Geheimste und Vertrauteste an einen — Eunuchen, einen Sclaven, auf gut Glück verrathen zu wissen! Grund genug zum Zorn! Die Höf-

lichkeit gegen Manadora siegte jedoch allmälig über seine üble Stimmung; wäre alte Liebe noch dagewesen, ungefragt hätte er vergessen, verziehen.

„Geh'!" rief er. Der Eunuch entfernte sich, ohne Dank, unglückahnend für seine Herrin; Friedrich's Kälte weissagte ihm das Schlimmste, wie er's lang vorausgesehen. Er verwünschte die neue Demüthigung Manadora's, und wünschte nichts sehnlicher als einen neuen Bruch zwischen ihr und dem Kaiser, damit sie, unabhängig gestellt, sich in ihrer weiblichen Würde dem stolzen Manne gegenüber behaupte. So tief wirkte fort und fort der Instinkt für die geschlechtlich ihm näher Gestellte in dem Halbmann; — stets bereit, sich des Weibes, als wär's seines Geschlechtes, anzunehmen, stets männlich trotzig gegen den Mann; in solchem Trotz seine ganze Wildheit; Rachlust gegen jeden Beleidiger dazu, — und Rachlust ist ächt weibischer als männlich!

Manadora hatte ein kostbar Gastmal veranstaltet, den Kaiser mit seinem ganzen Gefolge fürstlich zu bewirthen; die Räume des Gartens waren dazu benutzt, der Erzbischof von Palermo, Herrmann von Salza, der Kardinal Sinibald Fiescho von Lavagna und mehre andere Freunde des Kaisers, welche diesen hieher begleitet hatten, wetteiferten, ihrer reizenden Wirthin gefällig zu sein. Heitere Scherze und geistreiche Einfälle belebten die Unterhaltung, welche der Kaiser und Manadora führten. Heinrich stand hinter dem erstern, Kaf hinter seiner Herrin, beide auf jedes Bedürfniß achtend und den Dienern, die ab und zu gingen, anordnend, was nach der Gebieter Wünschen zu vollstrecken sei. Nicht lange sah Friedrich seinen Treuen, als er, sich erhebend, zu den Tischgenossen sprach: „Seht, Freunde, ein wackres deutsches Herz!“ Dann zu Heinrich: „Was stehst Du, Heinrich? bist Du ein Knecht? Am Tische ist Dein Platz. Ich

liebe Dich, Du hast mir's bewährt, wie treuinnig Du mir ergeben bist. —"

Verwundert sahen die Edlen einander an, und ihre Blicke fragten nach Heinrich's Abkunft. „Er ist Euch ebenbürtig, ihr Herrn! Sein Wappen heißt Treue;" sprach Friedrich, als er die zweideutigen Blicke bemerkte, „er ist mein Freund! Beliebt's Euch, so macht ihm Platz!"

Heinrich zögerte, der Kaiser winkte ihm heran und gab ihm die Hand. „Wenn mich, was Gott verhüte, alle verließen, die ich jetzt Freunde nenne, — Heinrich, Du bleibst mir, ich weiß!"

„Mein Herr und Kaiser!" stammelte Heinrich, „Leib und Seele trennen sich, — ich und Du nie! —" Er sank auf die Kniee vor dem Herrn; manch ein Blick sah's neidisch, wie des Kaisers Augen mit Wohlgefallen auf dem Blassen ruhten. Mit Grimm sah's Kaf. Er mochte Heinrich längst nicht leiden; er machte sich gern über den Empfindsamen lustig; als er jetzt die

Auszeichnung des lang Verhaßten sah, vermochte diese wilde Natur nicht, sich zu zügeln; sie mußte ihren Spott, ihren Grimm auslassen.

Der Kaiser wies dem treuen Heinrich, dem dieser Beweis von Liebe neuen Lebens Beginn war, seinen Platz zwischen dem Kardinal Sinibald von Lavagna und dem Erzbischof von Palermo an; Heinrich weigerte sich bescheidentlich, zwischen zwei so hohen Würdenträgern der Kirche zu sitzen; der Kardinal, obwohl des Kaisers Freund, billigte stolz dieses Benehmen; es dünkte ihm unangemessen, neben einem Menschen von ungewisser Herkunft gestellt zu sein, den er nur mit Geringschätzung messen konnte. Der Kaiser bemerkte diese Ansicht und sprach mit erhobener Stimme: „Ei, ohne Umstände, ihr Herrn! ich bitt' Euch! Setze Dich, Heinrich, Dein Nachbar, mein lieber Kardinal, wird zu schätzen wissen, wie viel Du mir giltst! — — Auf's Wohl aller, die wir lieben! auf Friede und Eintracht in der Christen-

heit! auf das neue Gottesreich!" rief er jetzt, den Becher erhebend. Alle am Tische klangen freudig an, jeder mit seinem Nachbar. Nur der Kardinal vermied es in seinem Hochmuth, mit seinem Nachbar anzuklingen, während der Erzbischof von Palermo dem treuen Heinrich Bescheid that.

„Hurtig, hurtig!" rief Kaf den Mundschenken, „träges Gesindel! Schenkt ein! Tummelt euch! Sr. Gnaden der Herr von Namenlos haben keinen Wein mehr; — Gottesthränen herbei für dessen Freund Se. Hochwürden den Palermitaner. — Der eine weint, der andere lacht; im Durst sind beide gleich. — — Heda, schafft Wein oder Mädchen herbei! Sie dürsten!"

Der Erzbischof, ein durch Alter und Frömmigkeit ehrwürdiger, trefflicher Mann, that auf diese erbärmliche Beschimpfung nicht, als ob er sie gehört, sondern ertrug sie aus Ehrerbietung vor der Gegenwart des Kaisers mit Geduld.

Nicht so Heinrich, welcher aufsprang und auf den Lästerer losstürzte. Kaf wich ihm aus, lachte und sprach: „Du liebst nichts Lebendiges, verzeih, daß ich mich geirrt. Du hängst an den Todten!“

Alle Fieberträume, in welchen Heinrich den Eunuchen wie einen bösen Dämon, wie Gülnarens Mörder, gesehen, stiegen in diesem Momente aufs neue vor ihm auf und spornten ihn, den Frechen zu züchtigen. Manadora blickte voll Angst bald auf die Gäste, bald auf Kaf, und gab diesem Zeichen, seine Zügellosigkeit zu mäßigen. Doch dieser verstand die Zeichen nicht oder wollte sie nicht verstehen. Im Gegentheil, immer boshafter rieb er sich an dem Tischgenossen des kaiserlichen Günstlings. Da rief Heinrich: „Hör' auf! bei Gott, so lange ich athme, duld' ich's nicht, daß ein E u n u ch dies in Ehren grau gewordene Haupt lästere!“

„Ein Eunuch?“ fragten mehre andere, und

Aller Blicke richteten sich jetzt auf Kaf, welcher von dem Vorwurf bis in den Scheitel hinauf erglühte, vor Wuth kaum zu lallen vermochte und die Faust gegen Heinrich hob. Verächtlich stieß dieser das Schwert in die Scheide zurück. Kaf biß die Lippen in einander und murmelte: „Nur ein Eunuch! Kein Mann! Weniger als ein Weib sogar! Und doch mehr als ihr alle! —" Rasch gewann er Fassung, Gleichblütigkeit wieder, trat, einem Diener den Becher abnehmend, näher zu dem Erzbischof und zu Heinrich, und sprach, indem er denselben beiden darbot: „Verzeiht, edle Herren, ich weiß das Ceremoniel nicht. Kommt der Bastard vor dem Priester oder der Priester vor dem Bastard!"

„Elender!" schrie Heinrich, seiner Sinne nicht mächtig; „weißt Du, wer mein Vater war? ...."

„Kaf, Kaf!" unterbrach ihn Manadora, die rasch um sich greifende Erbitterung bemerkend.

„Madonna?“ fragte Kaf höhnisch; „was befiehlst Du? Was soll ich thun?“

Der Kaiser war aufgestanden; Manadora sah seine Augen im Zorne rollen und faßte ängstlich seinen Arm, um ihn vor allzurascher That zurückzuhalten. Er riß sich los, unbekümmert um ihre Zärtlichkeit. — Der Erzbischof erhob sich und bat mit sanfter Stimme: „Ruhe, Ruhe um des Erlösers Willen! Welch ein nichtiger Grund ist's, der unsere Freude stört! Ich bitt' Euch, mäßigt Euch.“

Der Kardinal aber lächelte fein und zurückhaltend in die allgemeine Mißstimmung. Kaf sah ihm fest in's Auge und stählte seinen Trotz daran. Ein neuer Wink seiner Gebieterin sollte ihn zurückschrecken; doch mit nichten. „Du bewirthest Deine Feinde, Madonna!“ sprach er entschieden und kaltblütig. Er fühlte, daß es jetzt aufs Äußerste kommen müsse, um Manadorens Selbstständigkeit zu retten; deshalb scheute er

die Gefahr über seinem eigenen Haupte nicht und fuhr spöttisch in Ton und Geberde fort: „Das ist ein sehr frommer Herr, Gebieterin, der Freund Heinrich's und des Kaisers, der Herr Erzbischof von Palermo; er wird Dir eine Buße auflegen, an welche Du denken magst!"

„Still!" gebot der Kaiser mit Donnerstimme, — „einmal verzieh ich, um Euretwillen — Madonna! das zweite Mal soll der Freche seiner Strafe nicht entrinnen!"

„Welcher?" entgegnete Kaf trotzig; „wer wagt's mich zu züchtigen? bin ein freier Mann; was seid Ihr mehr als ich? Du, Heinrich, — buhlst um Deines Herrn Gnade, liebäugelst mit Schatten, hast keine Kraft in den Knochen, liegst Tag und Nacht in Träumen, denkst an Gülnare, die einen besseren, wilderen Bräutigam Dir, dem Schwächling, vorzog, — den Ocean; Ihr, hochwürdiger Herr von Palermo, seid ein Priester und das heißt alles gesagt, — Ihr Kaiser — — —"

Nicht länger hielt Heinrich sich zurück. Er riß das Schwert aus der Scheide und drang auf den Lästrer ein. Der Kaiser selbst drängte ihn zurück: „Entweihe Dein Schwert an einem Eunuchen nicht!"

„Eunuch! Stets Eunuch!" schrie Kaf, „Ihr alle seid's, keiner von Euch ist besser als ich, seid am Geist, was ich nur am Leib! Fühlt die Ohnmacht eines Entmannten!"

Und mit Fäusten, Nägeln und Zähnen tobte er wie ein angeschossener Eber gegen den andringenden Schwarm der Knechte, die auf des Kaisers Wink erschienen waren. Jetzt faßten ihrer zwei den Wilden hinterrücks und banden ihm die nervigen Arme, daß ihm die Adern schwollen, als müsse das Blut herausspritzen. „Hinaus mit ihm!" gebot der Kaiser, „vollstreckt das Gericht!"

„Ich kann sterben," sprach Kaf lachend. Manadora stürzte dem Kaiser zu Füßen. „Hemme

Deines Spruches Vollstreckung!" flehte sie, — „hat er gefehlt, so bedenke, daß er nicht nach gewöhnlichem Maßstab zu messen ist." Der gekränkte Erzbischof vereinigte seine Fürbitten mit den ihrigen. „Du siehst, Herr, dieser Mensch weiß nicht, was er spricht; die Scham über seine Entmannung macht ihn zum wilden Thiere, und von Natur aus feind ist ihm jedes Wesen, dem ein gütiges Geschick gleiche Schmach verhütete."

„Ich weiß, warum Du für mein Leben bittest," murmelte Kaf, „Du brauchst mich! Bist ja ein Priester! Hast gewiß Deinen Harem!" Zum Glück hörte niemand als der Erzbischof, dem sie galt, die giftige Lästerung, welche dieser mit nichts als einem Blicke des Mitleids erwiederte.

„Bleib ihm denn das Leben!" rief der Kaiser, welcher unmuthig den Bitten Manadorens nachgab; „doch gezüchtigt muß der Halbmann werden, der einen Diener Gottes verunglimpft. Hinab mit ihm! An eine Säule!"

„Mich! Mich?“ schrie der Eunuch. Seine Muskeln und Adern schwollen, die Augen funkelten ihm wie die eines Panthers; ein Ruck, und die Stränge, mit denen seine Arme umschnürt waren, fielen zerrissen. „Wagts!“ Die Büttel über ihn her. Seine Faust trifft wie Keulenschlag auf die geschornen Schädel der Knechte. „Dies der Eunuch!“ — „Der freie Wüstensohn lacht Euer aller! Bin ich Knecht, so bin ich's, weil ich will, nicht aus Zwang.“ — Zwei giftige Schlangen schießen ihm Blicke aus den nachtdunklen Augen. — So hebt er zum Sprung aus, auf seine Verfolger! — Ein Satz und er schnellt sich auf sie mit der ganzen Wucht seines Leibes, erdrückt sie. List, Blitzschnelle, Riesenkraft, Wuth — seine Waffen. Ein kleiner Kerl, der das Handwerk versteht, unterläuft ihn jetzt; da wankt der Ringer. Die andern Knechte über ihn her, packen ihn aufs neue. — „Manadora!“ Er stößt den durchdringenden

Schrei aus, einen Schrei wie zu Gott im Todeskampfe. „Zum ersten Male bitt' ich, zum letzten Male! Schmach gilt's! Höre mich! Höre mich! Denk an Deine Mutter!"

„Gnade, Friedrich!" fleht Manadora aufs neue zu dem Kaiser, der im Getümmel ihre Stimme nicht hört. Sie windet sich durch, dringt zu ihm, faßt seine Hände. „Bei unserer Liebe! Gnade! Ich selbst fühle die Schmach, wenn mein Treuer sie erduldet." — Schweigend wandte sich der Kaiser; ihr altes Wesen erwachte; „Ich wills," rief sie gereizt, und alle staunten über ihre Kühnheit, „Ich bettle nicht! Gib ihn frei." Da schwand auch Friedrich's Ruhe. Heftig rief er: „Wagt sich die Zügellosigkeit bis an meinen Bart, werd' ich sie schützen? Sclaven werfen die geheimstverborgenen Kleinodien meines Vertrauens auf die Straße und feilschen damit nach Blut und Thränen. Kaum mühsam der Friede mit der Kirche hergestellt und un=

ter meinen Augen Verhöhnung des edelsten Dieners Gottes, meines Freundes! — — Hinab mit ihm! Ihm wird seine Züchtigung! Er sei ein Beispiel!"

„Du liebtest mich nie! — — Erspare ihm die Schmach! Nichts weiter bitt ich ja!" fleht Manadora.

„Ich kann nicht!" erwiederte der Kaiser kalt.

„Beim Himmel, du mußt; ich weiche nicht von Dir; was verlangst Du als Preis? Sprich! Fürstlich, o Kaiser, will ich Dir's zahlen!"

Doch der Kaiser war unerbittlich, führte sie mit kühler Höflichkeit an ihren Platz zurück, und wendete sich. Kaf sah's, seinen Kopf, während er abgeführt wurde, nochmals zurück drehend. Dumpf rief er ihr zu: „Es ist gut! Kein Wort mehr! Hast Dich erniedrigt genug!"

Von nun ging er aufrecht, mit entsetzlicher Entschlossenheit, seine Schergen von oben bis unten musternd, zwischen ihnen. Sie brachten ihn

in den Hof, entblößten ihn, banden ihn an eine Säule und übten an ihm die entehrende Strafe. Durch keine Miene verrieth er Schmerz, keine Sehne zuckte unter den Streichen, während welcher er vor sich hinmurmelte: „Wackre Schmiede! Schmieden mich fester und fester an sie! Schmieden sich Dolche drauf los.“

„Bist von Eisen, Kerl?“ fragte der eine Knecht, müde werdend.

„Ein Damascener!“ murmelte Kaf in sich, nicht als Antwort. —

Als Kaf wieder losgebunden worden, ging er hastigen Schrittes, das Haupt gesenkt, die Fäuste geballt, aus dem Schloß in den Wald, in die Grotte, und setzte sich auf Parrucchettos Grab. Dort wühlte er mit den glühenden Fingerspitzen in die kühle Erde. „Friedrich, Heinrich!“ brummte er, „Dankbar — bin ich! —“

Manadora hatte indessen den Speisesaal, welcher durch Kaf plötzlich zum Tribunal und zugleich

zur Arena geworden, zürnend verlassen. Aller Zauber war von Friedrich's Gestalt gewichen, nur der Stolz, nur die Eiseskälte blieben als seine Eigenschaften. Sie war beleidigt, nicht bloß vor einer zahlreichen Versammlung von edlen Herren, sondern auch vor niedren Knechten! Die Bitterkeit der Vorstellung, nichts zu sein vor dem Stolz des Mannes, durchgällte sie ganz. Sie schauerte, wenn sie dessen gedachte, den sie so lang so sehnlich herbeigewünscht. In dieser Stimmung gegen Friedrich fand sie sogar Kaf's wilden Trotz nicht verdammenswerth; daß Friedrich ihm ungeachtet ihrer Bitten die Schmach verhängt, machte ihn vor ihren Augen zum Märtyrer für sie. Nichts war natürlicher als ihr Wunsch, den Anblick des Mannes zu meiden, der sie gekränkt. Sie ließ Kaf aufsuchen; doch dieser blieb in seiner Wald-Einsiedelei, so lange Friedrich auf Campofelice verweilte; — dies Antlitz wieder zu sehen, eher wieder zu sehen, als bis....

Auch Friedrich, welcher nur, um sein einmal gegebenes Wort zu halten, nach Campofelice gekommen, fand nun bei dem ungastlichen Wesen der Dame, die sich allen Blicken verbarg, nicht Grund noch Lust, sich länger hier aufzuhalten. Deßhalb schickte er Heinrich zu der Herrin des Castells, um sich von ihr zu beurlauben. Kalt und abgemessen empfing sie den Boten, gleichgültig hörte sie die höflichen Wünsche für ihr Wohlergehen und spöttisch dankte sie für das Anerbieten des Kaisers, ihm alle Wünsche zu nennen, durch deren Erfüllung er ihr gefällig sein könne. „Melde dem Kaiser meinen Dank; seine Gnade kann ich entbehren," gab sie zur Antwort.

Heinrich folgte dem Kaiser. Jetzt war er wieder in seinem Element.

Todtenstille, als die edlen Gäste das Castell geräumt hatten! —

„Ein Grab! Fort! Wie kahl diese Wände

mit ihrem veralteten, zerrissenen Flitter! Sie sahn meine Erniedrigung. Kaf! Kaf!"

Er kam; schrecklich war sein Anblick. „Was verlangst Du?"

„Fort aus diesem Schlosse! Ich will Leben, Leben, das mich umbraust, mich betäubt. Minute für Minute Vergessenheit!"

Drauf Kaf: „Minute für Minute Gedächtniß sollt Ihr haben! Was geschah, — Ihr selbst wolltet es ja, führtet es herbei. Habt's nun! Nicht Vergnügen betäubt; die Schmach überschreit den Lärmen. Zum Tod getroffen, seid Ihr nicht mit Salben und Arzneien zu heilen; völlig neu müßt Ihr werden. Die Rache verjüngt."

„Nur fort von hier!"

„Wohin? Ihm nach, nicht wahr? Ich kenn' Euch besser, als Ihr Euch selbst. Ihr seid noch verliebt. Nur aus Furcht, nicht aus Stolz meidet Ihr seinen Blick. Seht Ihr ihn, stürzt Ihr

ihm aufs neue zu Füßen. Schäme Dich, des Kaisers verstoßene Geliebte, Du, sein weggeworfenes, beflecktes, in den Staub getretenes Spielzeug, vor jenem Mädchen, das stolzer war, als alle Männer, größer, reiner; dies Wesen das ich meine, hieß Manadora. Nicht zwei andere sich wechselseits so ungleiche Wesen wurden je geboren als jene Manadora und Du! Nur die Rache gibt Dir Dein Selbst zurück...."

„O wer vergessen könnte!" sprach Manadora aus gepreßtem Herzen.

„Dann nach Capua!" rief Kaf, — „o wie mild, o wie sanft! Taube! — So laßt hochaufrauschen die Wogen der Lust; losbreche jeder Lebensgenuß in Tollheit, schalle Raserei der Jauchzenden, — Cymbeln, Schalmeien, Trompeten, gut! gut! Capua beut viel; Euer Vater wußt' es —. Wohlauf! seid in Capua, was Ihr sein könnt, Fürstin, versammelt Gesellschaft, gebt Feste und Gelage, setzt Preise aus, wer Thorheiten er=

sinnt, verschwendet Schätze, — Ihr könnt's und würdet Ihr hundert Jahre alt, — laßt wunderbare Schlösser bauen, bevölkert sie und Euere Gärten mit Sängern und Narren, Eure Bäder würzt mit Spezereien, die Luft mit Düften und liebelockender Musik, — — das Paradies auf Erden, glänzende Houris! Capua ist der Ort dazu. Ganz Italien soll von Euch sprechen, ganz Italien Euch zu Füßen liegen, wie Ihr — vor dem Einen! Mitten in dem Jubel, in der Musik, in den Düften, Possen, unter Stutzern und Poeten gibt's vielleicht einen Moment.... Doch das ist *meine* Sache. Ich will davon nichts weiter reden, Ihr glaubt mir nie. Ist's geschehn, — wird's gut sein. Gewisse Menschen spielten mit uns, spielen wir mit ihnen wieder; das ist alles. Also: nach Capua!"

VII.

„Müde bin ich's! rief Friedrich; „ein Maß hat die Gnade und wird, an den Frevler verschleudert, selbst zum Frevel."

Er befand sich in Aquileja, wo er seinen Sohn, den deutschen König Heinrich, erwartete, dessen Anblick er so lange Jahre vermißt hatte. Wie begierig war er auf das Äußere und Innere des Sohnes, den er als Kind von sich gelassen, damit dieser, unter der Krone aufwachsend, ihr Gewicht tragen lerne. Aber nicht blos Die Vaterliebe war's, welche seine Ungeduld über König Heinrich's endliche Ankunft steigerte; auch

die Sorge des Kaisers für sein Reich und für die Autorität seiner Gewalt. — Diese Lombarden waren noch so wild und trotzig wie sonst, und wie sie einst, bei Friedrich's erster Reise nach Deutschland, alle Pässe versperrt, so wachten jetzt, da dies apulische Zauberkind zum höchsten Herrn der Christenheit emporgewachsen war, da seinem Scepter Deutschland, Neapel, Sicilien, Palästina huldigten, dieselben Lombarden, daß sein Sohn, vom Vater aus Deutschland zum Reichstage in Ravenna erwartet, die Alpen nicht überschreite; denn sie fürchteten von der Vereinigung deutscher und unteritalischer Macht den Untergang ihrer Freiheit. Mittlerweile setzten sie durch ihren Schiedsmann, Gregor den Neunten, listig und überstolz zugleich die Unterhandlungen mit dem Kaiser fort, dessen Geduld sie durch so schwere Kränkungen erschöpft hatten, und bauten auf die heimliche Hülfe der Hierarchie, deren Existenz der Kaiser durch sein nunmehr publicir-

tes neues Gesetzbuch mächtig erschüttert hatte. Es war ihnen um keine Versöhnung und Ausgleichung mit dem Kaiser, — nur darum war es ihnen zu thun: Zeit zu gewinnen, binnen welcher sie ihre vielfach zersplitterten Kräfte vereinigen und dem Kaiser einen mächtigen Gegner, sich selbst aber in dem letztern einen gewichtigen Bundesgenossen erwerben konnten. Deßhalb ihr Nachgeben und Zurückziehen, ihre Versprechungen und Bedingungen. Bald lassen sie eine Hoffnung: frei sich bei völliger Amnestie zu unterwerfen, aufgethan; — gleich darauf vermauern sie diese Hoffnung durch irgend eine Handlung wieder, welche aller Amnestie den Weg versperrte. In ganz ähnlicher Lage, ihrem natürlichen Feinde dem Kaiser gegenüber, dem sie versprochen, ihre natürlichen Freunde die Lombarden zu unterwerfen, befand sich die Hierarchie. Wer kannte die Boten alle, die von Rom nach Mailand, von Mailand nach Rom gingen? Als

Friedensvermittler wandelten sie, die nur beobachteten, nur lauerten. Friedrich war, da sein Sohn keine Gelegenheit fand, durch die Lombardei zu ihm zu gelangen, zu Schiffe gegangen, widriger Winde halber nach Venedig gekommen und von dort nach Aquileja gefahren, wo er nun seinen Erstgebornen mit Sehnsucht erwartete. Nicht länger sollten die Lombarden ungestraft das kaiserliche Ansehen verhöhnen; drum nicht Haupt an Haupt der Hydra abgeschlagen, — nein, mit Übermacht auf sie gestürzt, sie mit eins erwürgt!

„Wie nahe endlich! Ob Du mir gleichst, Heinrich? Ob Du fassest, was mir als Höchstes, als Bestimmung der Hohenstauffen vorschwebt? Ob Du, was ich selbst vielleicht nicht vollenden kann, so mit ganzem Sein aufnimmst wie ich? — — —"

„Ob Du mich liebst? — — Ich sehne mich, solche Liebe, wie ein Kind sie gibt, zu empfan-

gen, — o wie höher, heiliger ist sie als Frauenliebe! Die Frauen verstehen uns selten; mitten im furchtbarsten Ernst der That wollen sie ihre Tändelei als Hauptsache anerkannt wissen, und sterben drüber aus Gram, wenn die That uns fortreißt, die Tändelei zu vergessen. Sie erheitern uns das Leben, aber sie wollen, daß wir nur daseien, um sie wieder zu erheitern. O Frauen, selbst wenn Ihr groß und stark wie Männer, größer und stärker seid, — nicht aus Bewußtsein, nur durch die Leidenschaft seid Ihr's, und dieselbe Leidenschaft, die Eure Schönheit, die flüchtige, uns zum Opfer bringt, verlangt unser ganzes Leben als Opfer. Ich liebe die Liebe, aber ich glaube nur an die Freundschaft...."

„Ich wollte, Du wärest mein Sohn!" sprach Friedrich zu Heinrich, seinem Treuen, der jetzo zu ihm trat, — „heißest Du nicht wie er? fand ich Dich nicht, wie von Gott geschenkt? Ich wollte: mein Sohn, wenn er nicht mir

gleicht, gliche Dir von Ansehen und Gestalt; Du Stiller, Sinnender, ahnst, was meines Lebens Zweck. — — —"

„Bin ich nicht ganz glücklich, Heinrich? Bewußtsein und Willen, Kraft, That und Hoffnung, heitre Sterne! Und der heiterste: Unsterblichkeit! Ja, Heinrich, ich fühl's in urkräftiger Lebenswonne: nicht blos eine ewige Naturnothwendigkeit schöpferischer Weisheit und erhaltender Gerechtigkeit ist's, was wir Gott nennen, der Vater ist's, der heilig waltet, und Unsterblichkeit ist sein Liebeswort, seine Bürgschaft die Menschheit!"

„Unsterblichkeit?" fragte Heinrich bitter.

„Wie? Fürchtest Du den Tod?"

„Nein! Ich liebe ihn, aber das Überleben fürcht' ich;" erwiederte Heinrich, des Kaisers denkend, des einzigen, den er auf Erden liebte. „Sieh diesen Goldkäfer, Kaiser! wie ein König stolzirt er in seinem Reiche, das ihm unermeß-

lich genug ist, auf dem marmornen Fenstersimse. Ein Druck mit dem Finger und seine Pracht ist dahin."

„Nun, und die Moral?" fragte der Kaiser lächelnd; „o pfui, Heinrich! welche mönchische Weisheit! Fort damit! Diese trübselige Ascetik dörrt das blühende Leben zur Mumie aus. Deßhalb also, weil's einen Tod gibt, gäb's kein Fortleben? Ist denn nicht eben der Tod nöthig, damit es fort und fort ein Leben geben kann? Es lebe der Tod, der geschäftige Gärtner, der die dürren Blätter zusammenrafft, und in der Dammerde, die er draus sauber und künstlich fertigt, neuen Keimen vorarbeitet!"

„Mein Glaube!" sprach Heinrich finster in sich.

„Dein ganzer?" fragte der Kaiser; — „nein, er kann's nicht sein! O noch was Höhres gibt's. Fortleben, nicht bloß in Kindern, wie ich's hoffe und wofür ich freudig dem Vater oben danke, —

nicht bloß in der Erinnerung, — Fortleben als Einzelwesen, Forthandeln in neuem Leibe, in Siegen ewig ringen, — im Gelingen ewig streben, in der Erkenntniß des Guten, das ist: des Weltzwecks, sich ewig freuen, — das ist Unsterblichkeit, und diese gibt's!"

„Und wo der Beweis dafür?"

„Im Glauben! Dieser Glaube an Fortdauer ist so fest wie die Überzeugung von etwas bereits Erlebtem in den Herzen von Tausenden, und ihr Wesen ist unter den verschiedensten Formen so ganz dasselbe, daß sie keine durch sinnliche Eindrücke des leiblichen Lebens erweckte sein kann, sondern nur eine ursprünglich-göttliche sein muß; — ja wie könnte, Heinrich, diese Vorstellung, Ahnung nur von Fortdauer, geschweige erst Überzeugung möglich sein, wäre nicht die Fortdauer selbst?"

„Könnt' ich also nur erst daran glauben, daß es eine Fortdauer gibt, dann wäre sie freilich

auch für mich, während sie für jeden, der sie nicht glauben kann, auch nicht ist," sprach Heinrich, indem er sich bemühte, seinen Schmerz unter der Maske des Scherzes zu verdecken. „Die Kunst aber, glauben zu lernen, das ist eben das Schwerste. Ich wollte, ein weiser Doctor lehrte sie in Neapel. Aber es lehrt sie bloß der Tod, ein ungeschlachter Meister, dem man auf Grad und Ungrad sich ergeben muß; man möchte schon aus Neugier sterben, um nur endlich dahinter zu kommen, ob man sein Lebelang ein Narr des Glaubens oder der Verzweiflung war."

„Armer Heinrich! Welch ein Leben! — und Du bist noch jung! So gilt Dir das Dasein gar nichts?"

„Doch, Kaiser! — um es Dir verwerthen. Wahrlich, ich lebe gern; ich hoffe: Du kannst mich brauchen; nicht zu ganz besonderen Ruhmestha- ten, nein gerade im stillen Voranschaffen. Dies Bewußtsein ist mein Lebensstolz, meine Lebens-

bedingung. Doch, wenn ich für Dich, o Kaiser, nichts mehr zu thun habe, — — — o still!"

„Das ist nichts, Heinrich!" sprach der Kaiser mit inniger Theilnahme, „Du thust Unrecht, entmannst Dich, mordest Dich jahrelang! O glaube: ich ehre Deinen Schmerz, seit ich das Schicksal Deiner Liebe kenne.... Horch! Rosseshufschlag! Das ist mein Sohn! Eil' ihm entgegen, Heinrich! — — O er ist's! Glückliche Sterne stehen jetzt über meinem Scheitel. Vater und Sohn! Italien und Deutschland! Jetzt, Lombarden, auf die Kniee!"

„Sie sollen's, Kaiser!" rief ein Gewaltiger, ganz in Waffen, hoch und breit, das zweihändige Schwert dicht am Leib, als wäre Leib und Schwert aus einer Schmiede.

„Wer bist Du?" fragte ihn der Kaiser.

„Ezzelin von Romano!" erwiederte der Andere; — „Hier meine Hand, die Lombardenschlächterin."

„Ezzelin? Willkommen! Willkommen, Sohn des Mönchs! Alberich, Dein Bruder, kam in Pordenone zu mir; was ich mit ihm besprach, — zur schönen That wird es heute.“

„Ich komme zu Dir, weil unsere Loose von Anbeginn her gleich ausgewogen sind; in den Sternen enthüllte sich's mir; unabänderlich ist's. Hier bin ich, ungerufen. Wie Orion das Meer, durchschreit' ich Deine Schlachten!“

„Die Fersen im Blut, den Scheitel am Firmament! Zur guten Stunde, Ezzelin! Mein Glück steht in Sternen! Ich muß Gericht halten, wie mein Ahn über Mailand.“

„Hier Dein Vollstrecker! Statt des Stabs will ich ihre Nacken zerbrechen. O gib mir Padua zu richten; Padua als Pokal, um das Blut der Este, das Blut der Bonifacio draus zu trinken!“

„Du hast lange gedürstet, Sohn des Mönchs?“

„Ich will's nicht länger. O Padua, Padua!

Wie lüstet's mich, Dir das Blut aus den Wangen zu küssen!"

„Bist ein wilder Freier!"

„Ja, den Gürtel zu lösen! Ihren Gürtel hält als Spange ein gefeiter Magnet; das ist's was Eisen anzieht, was mich zieht! — — Horch! Welch Gejauchz'! Unheil ist nah!"

„Unheil, das durch Jubel sich verkündigt, Prophet? — —"

„Es lebe Heinrich! König der Deutschen!" scholl's draußen von hundert Stimmen....

„Mein Sohn!" rief Friedrich und eilte, seinen Gast, den Tyrannen von Verona vergessend, seinem Erstgebornen entgegen. —

Vater und Sohn traten ein. Ezzelin durchschaut mit einem einzigen Blick des jungen Königes Freundlichkeit; dahinter lauern arge Gedanken; die Blicke gleiten unstät von denen des Vaters ab, an den Wänden herum, bleiben haften an der Krone, die dort auf dem Tische liegt.

Wie funkeln die Edelsteine dran, wie lockend loht's aus dem Glanz! Noch in den Ohren des Volkes Geschrei: „Es lebe Heinrich!“ Klang's nicht: „Es lebe der Kaiser, es lebe Heinrich!“? oder: „Kaiser Heinrich lebe!“? Manche Erinnerung aus Deutschland, mancher junge Rath, manches flüchtige Wort kreuzt durch die Seele des Sohns, die hiehin, dorthin schwankend, aus des Vaters Munde nur Worte, nicht das Herz hört, Worte schönen Klanges wiedergibt.

Der Tyrann von Verona rückte das Gespräch in eisernen Fugen zurecht. „Die Lombarden! — hört, Waiblinger!“ rief er, „Du sprachst die Acht über die Städte im Lombarden-Bund; vollstrecken wir sie! Ein Thor Deutschlands: Verona, ich schließ' es dem jungen Löwen auf; Da stürm' in die Meute! Venedig hält Dir Freundschaft, Kaiser, Deine Sarazenen und Sicilianer springen von unten an. Die Mitte halt' ich. Die Fluren dürsten: ich tränke sie aus den Adern

ihrer Bauern; die Etsch, der Po wollen Arbeit haben: ich gebe sie ihnen, sollen Leichenwäscher sein. Mich lüstet's nach dem Leib Antonios des Mönchs, den der Papst in diesem Jahre heiligsprach; Padua hält ihn im Arm wie eine schmerzhafte Madonna den Sohn. Antonio, ich will Dir eine Kirche bauen, wie nie eine schönere gebaut ward, die Steine aus den Mauern Paduas und der Kitt dazu das Blut Deiner Landsleute — Auf, Waiblinger, auf, was macht Ihr so lang?"

„Mich dünkt, wir sollten noch nicht das Äußerste versuchen," sprach König Heinrich.

„Das räthst Du, dem die Lombarden die Pässe verschlossen?" rief Ezzelin wild. „Ist dieser Dein Sohn, Friedrich? Gib mir eine Deiner Töchter zum Weib und ich will Dir bessere Enkel zeugen."

„Er heißt Ezzelin von Romano!" sprach der Kaiser begütigend zu seinem Sohne, „der gewaltigste Kampfheld Italiens. — — Dein Rath

ist zu wild, Ezzelin; doch gewiß: mit Übermacht muß ich die Hydra ersticken...."

„Sollen wir die Lombarden aufs äußerste reitzen, zur Verzweiflung hetzen?" lenkte König Heinrich wieder ein. „Nein, laßt uns mit Menschlichkeit zu Werke gehn."

Ezzelin betrachtete sich ihn und dachte: „Menschlichkeit, die vielleicht Lohn bringt. Mailand gibt Dir vielleicht zum Danke dafür die eiserne Krone. Da ist ein Tropfen Welfenbluts in Waiblinger Adern!"

„Hört meinen Beschluß!" sprach der Kaiser. — „Nichts darf, ohne das Recht zu verletzen, begonnen werden, bevor der Papst, dem der Schiedsspruch übertragen, sein Urtheil gesprochen! Warten wir bis dahin; diese letzte Frist sei ihren Zögerungen noch gegönnt, und ist jenes unverträglich mit der Würde kaiserlicher höchster Gewalt, dann, Wetterwolke aus Deutschland, wälze Dich, eisernen Hagel schleudernd, über

lombardische Ebenen, dann Schnitter von Verona, binde die Garben, presse das Öl, indessen ich...."

„Leb' wohl!" rief Ezzelin, hob sein Schwert und verließ den Saal.

„Geht er im Groll?" fragte Heinrich seinen Vater.

„Er ist da, wenn's Arbeit gibt!" erwiederte Friedrich; — „sie werden nichts nachgeben, diese Trotzköpfe, und der Papst, so fang' ich zu fürchten an, spielt ungleich. —"

Friedrich erkaltete an seines Sohnes starrer Höflichkeit, welche ihm überall, wo er nach dem Herzen suchte, die Kante eines Diamants entgegenstreckte. Der Sohn hingegen fühlte sich am Vaterherzen nicht heimisch. Seit seiner Kindheit in Deutschland der Erste, sah er sich hier dem Vater gegenüber von Allen im Range nur als Zweiten behandelt. Unheimlich ward ihm diese Empfindung. Er sehnte sich zurück in sein Reich;

bis heute hatte er die Abhängigkeit desselben von der Oberhoheit seines Vaters nicht gefühlt, drum jetzt doppelt schmerzlich. Weshalb gekrönt, wenn nur Verwalter für einen andern? Der heiße Übermuth der Jugend, seit lange von keinem treuen und weisen Manne mehr gezügelt, von elenden Schmeichlern gespornt, griff wild aus und riß seine Pläne dahin. Noch wilder wurde sein Herz entflammt, als in Kurzem von Deutschland viele Klagen gegen seine Willkührherrschaft an den Vater kamen, als dieser ihm Verweise gab und ihm einen Eid abforderte: die Fürsten und Prälaten künftighin nicht mehr zu kränken, als mehre von diesen sich bei dem Kaiser für ihn verbürgten. Dies letztere dünkte ihm wie Entehrung!

Die Kunde von einem Aufruhr in Sicilien rief den Kaiser ab. Willkommener Anlaß für den Sohn, nach Deutschland heimzureisen.

Ehe die Empörer sich's versahen, war Friedrich

schon in Sicilien, nachdem er auf der Reise, wie zu Spiel und Erholung, die Piraten des adriatischen Meeres vernichtet. Der treue Heinrich ihm überall zur Seite, Schild vor seiner Brust, fängt jede Gefahr auf, wirft den Tod von des Kaisers Herzen zurück. Schritt für Schritt — Sieg und Gericht, — Ordnung und Gesetz wieder hergestellt. Messina fällt, Catanea ergibt sich, Centoripi büßt. So im Ausreuten des Unkrauts begriffen, rastet der Kaiser nicht, erobert Introduco in Apulien, wo Rainald von Spoleto sich bis jetzt gegen ihn behauptet, gewinnt Gaëta wieder. Wie blühen seine Erblande! Überall an den Gränzen die steinernen Wächter, die Vesten; — das Gesetz geachtet, befolgt in segenreichem Walten. Auf den Schulen Wettkampf der Weisesten! Prachtvolle Bauten zaubert die Kunst hervor. Eintracht, Ruhe und Wohlstand in den Familien, wohin er kommt; — in allen Herzen — sein Bild.

VIII.

„Nicht länger will ich, das dies Spiel getrieben werde!" sprach der Papst zu dem Kardinal Sinibald. „Meine Geduld ist erschöpft. Nicht bloß das Ansehen und das Vertrauen des Kaisers, sondern auch die Milde der Kirche scheinen die lombardischen Städte durch ihre noch immer währende Zögerung verspotten zu wollen; kaum glaube ich die Versöhnung vollendet zu haben, so verlangen sie irgend eine neue Verwahrung. Der Kaiser handelt so aufrichtig gegen sie, daß ihre Falschheit doppelt tadelnswerth ist. Ja wir geben ihr durch längeres Dulden stillschweigend

unsere Sanction und heißen jede Widersetzlichkeit der Untergebenen gegen ihre rechtmäßigen Herren gut — —"

Der Kardinal erwiederte hierauf nichts, sondern nahm das Gesetzbuch Friedrich's, welches auf einem Tische lag, zeigte es dem Papste und sprach: „Hier ist mein Gegengrund; das Beil, das Friedrich für seinen Nacken geschliffen. Er will uns an's Leben, also: falle er!"

„Darf die Kirche, die von Gott hingestellte Schützerin der Tugend, Ungerechtes begehn?"

„Ich sehe nur den Zweck, das Mittel verschwindet vor dem Zwecke," entgegnete der Kardinal. „Ist Nothwehr ein Verbrechen? Um die Existenz handelt sich's schon. Also: falle er! Ich bin kein geborner Römer, aber als Glied der Kirche bin ich so gut ein Römer wie jener Cato; seit das neue Gesetzbuch erschien, ist: Also falle er, mein ego quidem censeo."

Der Papst schwankte zwischen natürlichem

Rechtsgefühl und Politik. Da kam ein Kämmerling bleich und athemlos und brachte dem Papst einen Brief mit den Worten: „Les't schnell, heiliger Vater! In Verzug ist Gefahr."

„Die Hand des Senators Lukas, des Volkaufwieglers!" spricht der Papst.

Und der Kardinal: „Die Aufschrift ist an den Kaiser!"

„Wir fingen den Boten vor der Stadt auf," erzählte der Kämmerling. „Andere Boten sind nach Tuscien fort mit offenen Schreiben. Das Volk ist in Waffen, füllt sein altes Forum, schaart sich auf seinem Capitol; überall, auf den Straßen, vor den Kirchen sind drohende, grimmige Haufen!"

„Der Kardinal Schatzmeister ist nach Perugia geflüchtet!" berichtete ein anderer Kämmerling, der schnell dem ersten gefolgt, „das Volk wüthet darüber und stürmt sein Haus!"

Ein dritter Unglücksbote folgte auf dem Fuße und flehte: „Rette Dich, heiliger Vater!"

Dumpfes Gebraus läßt sich hören. Schon schallt das Toben näher und lauter.

„Fort mit den Steuern! Gib Du der Stadt ihren Zins, Gregor!"

„Das ist unsre Freiheit von Alters her!"

„Freiheit! Freiheit!"

„Wir sind keine Sclaven! Rom — die Welt!"

„Nein!" so läßt sich die Stimme eines kleinen zerlumpten Kerls vor dem päpstlichen Palaste vernehmen; „Ihr *seid* Sclaven, — laßt Ihr Euch nicht treten, nicht excommuniciren? Und warum? Um zu fasten, während die Prälaten jeden Morgen sich in Lacrymae Christi baden und Trüffeln speisen? Das ist Eure Freiheit, aber Eure Väter hießen Brutus und Scipio, und unter Euren Kaisern waren Titus und Trajan. Ihr sollt selber Lacrymae Christi trinken und Trüffeln essen! — —"

„Hört Ihr, heiliger Vater?“ sprach der Kardinal, „das aufrührerische Gesindel träumt von goldenen Zeiten eines Kaiserreiches.“

„Und Lukas, der Senator, schreibt hier im Namen des römischen Volkes an den Kaiser, daß dieser als Schirmherr des Rechtes kommen und ihm die Freiheit erringen helfen möge,“ fügte der Papst hinzu; „daß er zwischen den Städten des mittlern Italiens einen Bund ausgeschrieben, zur Zerbrechung des geistlichen Joches. — — Was beginnen wir?“

„Also: falle er!“ sprach der Kardinal. Das Getümmel vor dem Palaste wächst, daß die Kämmerlinge sich ihres Lebens nicht mehr für sicher halten; bebend blicken sie bald auf den Papst, bald auf den Kardinal. In den Mienen des letztern treten jetzt Besonnenheit und List scharfmarkirt hervor. „Was bleibt uns übrig, als unser Leben der wüthenden Rotte zu

entziehen und an einem sichern Orte abzuwarten, wann und wie wir das Volk bändigen?"

Gregor trat rasch entschlossen auf den Balkon hinaus; der gerechte Zorn verjüngte die starren Züge des Greises. Mit starker Stimme ruft er: „Was rottest Du Dich zusammen, Volk Roms, was zeihst Du den Grimm des Himmels auf Dich herab?" Sein Anblick, seine Stimme verblüfften für kurze Frist den rohen Haufen, bald aber schrieen aufs neue Hunderte durcheinander.

„Fort mit den Steuern!"

„Du hast nicht das Recht, einen römischen Bürger eigenmächtig zu bannen, ..."

„Noch das Interdict auf die heilige Stadt zu werfen!"

„Wir sind die Herrscher, wir das Volk!"

„Gott ist's!" sprach Gregor, — „Nicht ich, Gott verdammt Euch, wenn Ihr in Eurer Blindheit gegen seine Diener sündigt. Auf die Kniee,

Empörer, vor dem höchsten Herrn, der mich zu seinem Statthalter über Euch gesetzt!"

Doch umsonst ist seine Aufforderung; die Raserei des Pöbels, durch heimliche Zuflüsterungen genährt, wächst. „Fort mit dem Tyrannen! Wir wollen Freiheit und unser Recht!"

Der Kardinal sieht, wie gefährlich die Lage des Papstes wird, tritt hinter ihn und beschwört ihn, sich zurückzuziehen, sein Leben, das Wohl der Kirche nicht einem Zufall preiszugeben. Gregor befolgt den Rath. Das Volk tobt nur heftiger, rennt wider den Palast an und mishandelt die Diener des Papstes, deren es habhaft wird.

„Es ist die höchste Zeit! Nach Perugia. Ich sorge für Verkleidung und folge Euch."

„Ihr habt Recht. Klugheit ist keine Schande, tollkühnes Aussetzen derselben keine Tugend."

Der Kardinal läßt Bettlerkleider herbeischaffen und bedient den Papst bei der raschen Um-

wandlung. Lächelnd spricht Gregor dabei: „Möge Euch, wenn Ihr einst Papst werdet, Gott in einem ähnlichen Falle einen eben so treuen Diener senden. Der Statthalter des Königs der Könige als Bettler! Ja wohl heut zum erstenmal Knecht der Knechte, mein Freund!" —

Die Geduld der Pöbelhaufen ermüdet indessen an den festverriegelten eisernen Thoren, an den massiven Fensterstangen, an den ungeheueren Quadern des Palastes. Ein Verrückter, der seinem Gewahrsam entsprungen, und wunderliche Geberden macht, lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, indem er sich auf die Brust schlagend ruft: „Ecco il vero papa!" Der Pöbel jauchzt ihm zu, hebt ihn auf die Schultern, bekleidet ihn statt des Palliums mit dem Damast einer alten Fahne und führt ihn wie im Triumph durch die Straßen. Andere Haufen stürmen indessen bewaffnet zu den Thoren hinaus, bestimmen die Erweiterung des Weichbildes, welche der

Papst verweigert hatte, überrumpeln die umliegenden Ortschaften, machen Beute und lassen sich als Herren huldigen; wieder Andre plündern die päpstlichen Vorrathskammern in der Stadt; eine Rotte befestigt Montalto. Anführer sind ernannt, welche sich rasch an die Geschäfte ihrer neuen Ämter machen, und bald hat das Volk mehr Steuern dekretirt, als es früher gezahlt.

Während der allgemeinen Verwirrung, in welcher Jeder seinem Egoismus die Zügel schießen ließ, waren der Papst und der Kardinal als Bettler glücklich aus der Stadt gekommen und hatten ihren Weg nach Perugia genommen. Nicht weit vor den Thoren begegnete ihnen ein Lastträger, der sich in gestohlnen geistlichen Kleidern brüstete und einen Sack mit Geld auf den Schultern schleppte. Er kannte sie nicht und rief ihnen zu: „Eilt, sonst kommt ihr zu spät, arme Schelme! —" Eine Bäurin aus der Umgegend aber, welche den Papst erkannte, fiel vor ihm auf

die Kniee, küßte ihm die Füße, sprang aber, schnell sich besinnend, daß sie ihn durch die Ehrerbietung verrathen könne, wieder vom Boden auf und reichte ihm mitleidig ein Stück Brot und Früchte.

„Kann es eine noch tiefere Demüthigung geben!“ murmelte der Kardinal bleich vor Zorn und Scham. „O Friedrich, sähst Du dies, wie würdest Du Dich erfreuen! — —“

Glücklich erreichten sie bei Nacht Rieti, wo sie einige Tage in stiller Zurückgezogenheit lebten; der Kardinal, niedergeschlagen und krank vor dem verbissenen Zorn über die Erniedrigung, über irgend einem ausgesuchten Mittel zur Rache brütend, — der Papst, über sein Mißgeschick sich erhaben fühlend, unerschüttert alten Plänen nachhängend: die Kirche zur Universaltheokratie zu erweitern; dasselbe Rom, das sich gegen ihn empört, um in kindischer Spielerei seine alte Volkssouverainität geltend zu machen, — Gregor strebte es auf's neue zur Weltherr-

scherin zu machen, langsam, unscheinbar, sicher, für ewig! Stolz übersah er, die Zukunft nicht aus dem Auge verlierend, das Ungemach der Gegenwart.

Dieser geistigen Stärke des Papstes, diesem Fels im Meere gegenüber, glich die sinnlich-leidenschaftliche Natur des Kardinals der wildbewegten Brandung. Das Glück der Herrschaft bestand für Sinibald nicht in der Idee, sondern im Genuß; die höchste Würde schien ihm nicht etwas Überkommenes, Anvertrautes, sondern eine ungeheure Erweiterung der Persönlichkeit, welche zu ihrer vollkommensten Befriedigung alles in ihren Kreis zu ziehen, gleichsam in einen Theil von sich selbst zu verwandeln, die Berechtigung erhalten; von diesem Standpunkte aus verschwand als allzu kleinlich jede Contur moralischer Zurechnung.

„Das Wichtigste ist," so suchte er den Papst zu überreden, „die Herrschaft über die Römer wiederzugewinnen. Wir dürfen im Wählen der

Mittel nicht blöde thun. Nur zwei Seiten sind's, von denen wir Hülfe zu erwarten haben, der Kaiser und die Lombarden; benutzen wir beide!"

„Der Kaiser? nimmermehr!" erwiederte Gregor. „Die Lombarden sind mir für meinen Schiedsspruch verpflichtet, sie wissen: die Stärke der Kirche ist ihr Schutz, doch der Kaiser, dem wir wegen seines Strebens zürnen, der uns wegen unserer Begünstigung der Lombarden grollt — wir werden uns nicht erniedrigen, bei ihm zu bitten; er wird uns nicht zu Hülfe eilen. — —"

„Erniedrigung?" sprach der Kardinal erstaunt; „ich sehe keine. Wir benutzen ihn und werfen ihn dann weg. Ist einmal Kampf zwischen Kirche und Kaiser, so ist jedes Mittel, dem Feinde zu schaden, gerecht; weshalb sollen wir ihn nicht benutzen, unsere Macht zu stützen? Er kann, wenn wir ihn um Unterstützung angehen, sie — schon des Scheins halber, nicht abschlagen. Will er die Empörung gegen seine eigene Ge-

walt strafen, so darf er nirgends Empörung dulden; denn Beispiel steckt an. Seht, heiliger Vater, die Schreiben, die ich bereits aufgesetzt, — dies an den Kaiser, dem wir günstige Vermittlung gegen die Lombarden anbieten, wenn er uns zu Hülfe eilt; dies an die Lombarden, welchen wir die Fortdauer des Schutzes der Kirche gegen jede Ungebühr versichern."

„Nie werde ich diese Zweideutigkeit zugeben," rief Gregor, „der Kaiser ist unser Feind, drum sind wir ihm vor allen Aufrichtigkeit schuldig. Gebt her den Brief an ihn. So!" Er zerriß ihn. — „Das Schreiben an die Lombarden! Ich unterzeichne es. Sendet es ab!"

Der Bote war kaum eine Stunde fort, als die Gassen Rieti's plötzlich von deutschen und sarazenischen Reitern wimmelten. Die dem Papst ergebenen Einwohner zitterten, denn sie glaubten, der Kaiser machte sich die Verlegenheit Gregor's zu nutze.

Da trat mit einem Male der Kaiser selbst mit seinem zweitgebornen Sohne, dem Knaben Konrad, vor den Papst.

„Friedrich?“ rief dieser erstaunt.

„Ich komme unerwartet, doch — hoff' ich, nicht unerwünscht,“ entgegnete der Kaiser. „Ich hörte von der Empörung der Römer, von Eurer Reise. Ich bring' Euch meine Deutschen und Sarazenen, die Euch wieder nach Rom führen werden.“

„Es waren in der letzten Zeit Irrungen zwischen dem heiligen Vater und Euch — —“ begann der Kardinal geschmeidig, während der Papst unverwandt den Kaiser anblickte; dieser unterbrach den ersteren lebhaft: „Sieh da, alter Freund, Sinibald! Wie freut mich's, Euch treu bei dem heiligen Vater zu finden. Sprecht jetzt nicht von Irrungen zwischen uns. Des Rechtes und des Gesetzes geborner Schirmherr und Rächer ist der Kaiser, dafür ward ihm ja

die höchste irdische Gewalt. — Sieh, Konrad, den heiligen Vater; komm, ihm deine Ehrfurcht zu beweisen...."

„Er lehrt seine Kinder an uns! Er brachte ihn her, uns zuerst in tiefster Niedrigkeit kennen zu lernen!" dachte der Kardinal, der Papst neigte sich zu dem Knaben und legte ihm die Hand zum Segen auf's Haupt. „Ich danke Dir," sprach er dann mit der Würde eines im Glücke Gleichstehenden, doch sichtbar bewegt, zu dem Kaiser; und leiser: „O daß wir beide nicht Freunde sein können!"

Der Kaiser überging diese Bemerkung. „Wann brechen wir auf? Meine Reiter sind ungeduldig, Dich wieder auf den Stuhl der Apostelfürsten zu heben."

„Gefährliche Hülfe!" flüsterte der Kardinal, ein furchtbar Mistrauen stieg in ihm auf.

„Ich bleibe, bis die Römer sich unterworfen haben, in Rieti," erwiederte Gregor.

„Ganz nach Eurem Wunsche," sprach der Kaiser. „So führe ich denn meine Deutschen und Sarazenen nach Rom. — Von den Deutschen zu sprechen; — Ihr würdet ihrer mehre zum Schutze Eures Ansehns um Euch versammelt sehen, hielten die Lombarden nicht immer noch die Gränzen besetzt, sie trotzen auf Eure Hülfe. Lasset uns diese Angelegenheit endlich, und zwar als Freunde, nicht als Herrscher schlichten!"

„Ich werd' es —" versetzte Gregor, durch diese Erwähnung etwas abgekühlt; „Kardinal, schreibt ungesäumt an die Lombarden: Sie sollen bei Strafe des Kirchenbannes Frieden halten gegen den Kaiser, — sie sollen die Heeresmacht, welche aus Deutschland kommt, auf keine Weise hindern, damit der Kaiser nicht gerechten Grund habe, an unsere Aufforderungen an sie zur Versöhnung zu zweifeln.... Im Namen des Heilandes, besorgt mit Eile dies wich-

tige Geschäft. — — Noch eins, Kardinal: Den Bann über Rom und das Interdikt angedroht, wenn unsere letzten milden Vorschläge kein Gehör finden....“

„Meine Truppen werden Bann und Interdikt verschärfen!“ sprach Friedrich; „kein Verzug! Laßt sehen, ob sie dem wiederstehen, den sie frech genug mit Bitten angegangen, ihre Empörung zu unterstützen. Lebt wohl!“

„Ist diese Eile nicht die Maske für Hinterlist?“ — fragte, als Friedrich fort war, der argwöhnische Kardinal; „hat er nicht vielleicht die Absicht, Rom für sich zu erobern?“

„Keine Beleidigung gegen des Kaisers Ehre,“ gebot der Papst. „Eilt, an die Lombarden zu schreiben, ehe die Ehre der Kirche befleckt ist. Daß der zweite Bote den ersten einhole! Eilt, eilt, ich bitt' Euch!“

Der Kardinal setzte sich zum Schreiben.

Der Papst sann indessen: „Und doch gibt

er ein Beispiel, daß Rom zu überwinden sei, und daß die Kirche des Schutzes bedarf! O laß mich so lange leben, Herr der Welten, bis ich's dahin gebracht, daß sie nichts dergleichen mehr anzunehmen braucht!"

„Herrschte ich statt dieses Neunzigjährigen!" dachte der Kardinal seufzend, und seine Finger zuckten, während er an die Lombarden schrieb.

Der Kaiser erfüllte rasch, was er versprochen. Er zog seine Truppen vor dem festen Schlosse Respampano zusammen, welches die Empörer besetzt hielten, und schreckte sie vor den Thoren der ewigen Stadt selbst. Unerwartete dringliche Geschäfte riefen ihn jedoch bald nach Apulien zurück; indessen ließ er zur Unterstützung des Papstes seine Truppen unter Nicolo von Fogliano.

Die Abwesenheit des Kaisers von seinem Heere, das trotzige Stillschweigen der Lombarden auf die wiederholten Aufforderungen und Vorschläge des Papstes, hoben den beim ersten Angriff gesunkenen Muth der empörten Römer auf's neue. Sie griffen mit verstärkten Kräften Viterbo an, und wo Friedrich vor seiner Abreise gewesen war, um die Treue der Einwohner gegen den Papst anzufeuern. Doch ihre Zuchtlosigkeit und ein furchtbarer Überfall durch die Deutschen brachten sie um die Früchte ihrer voreiligen Hoffnung; auch das Sabinerland brachten die Deutschen wieder in des Papstes Gewalt. Der Eindruck dieser glücklichen Wendungen bestimmte die Lombarden, wenn sie nicht länger die für den Augenblick vereinigten Mächte, die geistliche des Papstes, die weltliche des Kaisers gegen sich heranziehen wollten, endlich ihr übermüthiges Schweigen zu brechen. Doch war die Antwort, welche sie gaben, nicht minder hochmüthig; sie schrieben

nichts als: „Sie wollten die Vermittlung des Papstes in der versprochenen Weise annehmen.“ Nichtiger Vorwand! Sie lauerten ungeduldig auf den günstigen Augenblick, hervorzubrechen und den Kaiser an einer Stelle, wo er's nicht erwartet, zu verwunden. Gregor gab sich indessen getrost der Hoffnung auf baldigen Frieden hin; schon dachte er über diesen Moment hinaus, auf ein Mittel, des Kaisers immer furchtbarer wachsende Macht zu zersplittern; der Friede mit den Sarazenen im Morgenlande nahte sich seinem Ende; ein neuer Kreutzzug schien am wirksamsten, um jenen Zweck zu erreichen.

IX.

Am Hofe zu Palermo, wo der Kaiser sich aufhielt, waren Gesandte des Sultans von Ägypten angekommen, sie hatten ihm reiche Geschenke des fernen Freundes gebracht, von denen besonders eines das Erstaunen aller Abendländer erweckte. Es war dies ein Zelt aus den kostbarsten Stoffen, mit Kunstarbeiten von Silber und Gold, und mit einem Baldachin, welcher das Firmament darstellte; die Sterne daran waren von Edelsteinen, Sonne und Mond von jenen edlen Metallen; die beiden letzteren bewegten sich durch verborgene Kräfte und wiesen, indem sie den Lauf der Himmelskörper auf's getreueste im

Kleinen nachahmten, die Stunden des Tages und der Nacht. Die weisesten Meister des Abendlandes bewunderten dieses unschätzbare Werk und bemühten sich vergebens, die innere Einrichtung kennen zu lernen; fromme Leute aber meinten, daß es nur durch Zauberkräfte habe zu Stande gebracht werden können.

Der Kaiser bemühte sich, an der Bewirthung der Gesandten die Aufnahme zu vergelten, welche er selbst einst bei Caamel gefunden hatte. Die Sarazenen theilten mit den edelsten Prälaten und Baronen des Kaisers Tafel, und Feste auf Feste wurden gefeiert, um ihre Herzen zu erfreuen und ihnen einen Begriff von der Macht und dem Reichthum ihres Gastfreundes zu verschaffen.

Welche Zauber entfaltete die Kunst vor ihren Blicken; da standen die großartigen Bauten, die antiken Geist athmenden Marmorreliefs und Bildsäulen des toskanischen Meisters Nichola Pisano, dessen Ruhm alle Städte Italiens bezeug-

ten, die nicht minder schönen des Neapolitaners Masuccios, da überraschten sie die gemalten Tafeln des Tomaso da Stefani, die gewirkten Stoffe, welche mit denen des Orients wetteiferten, Musik und Tanz. In den Gärten sprangen Bronnen, weideten Kamele und Dromedare, und deren Wärter saßen mährchenerzählend bei denen der edlen Rosse in zierlichen Kiosken, in welche die Kunst der Gärtner das dichte hohe Laubholz umgewandelt hatte; gelehrige Elephanten machten ihre Kunststücke, und in dunklen Höhlen schossen, an starken Ketten, Löwen und Tiger, die Luft der Haine mit dumpfem Gebrüll erschütternd, an die Gitter. Wenn die Gäste mit dem Kaiser zur Jagd ritten, war's, als ob ein Heer aufbräche, so groß war die Zahl der Falkner; manche Reiter hatten hinter sich auf den Rossen gezähmte Leoparden sitzen, welche bei hoher Jagd auf den Klang silberner Pfeifchen auf das Wild herabschossen; meist war Michael Scotus, der Astrolog, dabei, welcher die Eigenschaf-

ten der Thiere erforschte, und mit welchem der Kaiser sich gern über seine Lieblingswissenschaft, die Naturkunde, unterhielt. Herrliche Bassins von größtem Umfang, mit Marmor ausgelegt, beherbergten die seltensten und kostbarsten Fische. Freudiger als durch dies alles, als durch den Anblick der Palmen, die in zierlichen Gefäßen prangten, oder durch jenen der Mohren, der Tänzer und Tänzerinnen, durch die Späße der Narren, Zwerge und Gaukler, wurden die Sarazenischen Gesandten überrascht, da sie sich von Jünglingen aus den edelsten italienischen Geschlechtern in ihrer Muttersprache angeredet hörten, ja als der Kaiser sogar, welcher jene im Arabischen auf seine Kosten unterrichten ließ, in dieser Sprache sich geläufig mit ihnen zu unterhalten begann. Da wähnten sie, ihr Heimathland sei hier, wo sie wandelten, nur schöner und heitrer als jenes mit allen seinen Zaubern, das sie verlassen hatten.

In einem großen Saale, dessen Wände von

Marmor, dessen schlanke Säulen von glänzendem Porphyr, während die Decken von Cedern- und die Dielen vom feinsten Ebenholz ausgelegt, befindet sich der Kaiser, umgeben von Allen, die seinem Herzen theuer sind, um ein Schauspiel mit anzusehen, welches Sarazenische Tänzerinnen den Gesandten darstellen sollen. Im schönen Kranze reihen sich um den glücklichen Herrscher die blühenden Kinder, die Knaben Konrad, der blonde Enzio, und Friedrich, der Antiochier zubenannt, schmiegt sich an seine Schwester Selvaggia, die, im Nimbus hoher holder Jungfräulichkeit, wie ein Schutzengel ihn mit den Armen umschlingt; Blanchefleur und Violante, des Kaisers andere Töchter, sitzen zur Seite. — Der riesig gegliederte wilde Ezzelin vergißt seine Schlachtenwuth und seinen Grimm gegen Padua, sogar seinen Freund Scotus den Astrologen, der neben ihm steht; der Friede des Himmels, der, wie Mondenschimmer zwischen Wolken, aus Selvag-

gia's Blicken zwischen dunklen Brauen hervorstrahlt, erschüttert dies Herz, welches nur Ruhe findet im Donner der Schlacht, beim Röcheln der Sterbenden, in Sättigung der Rache; Ezzelin denkt einer Weissagung seiner Mutter Adelheid. — Der Erzbischof von Palermo, des Kaisers edler Freund, unterhält sich mit dessen gelehrten Räthen, Petrus von Vinea und Thaddäus von Suessa, — die Künstler, Nichola von Pisa und Masuccio, sind in der Nähe der Sänger, welche nach beendigtem Schauspiel den Wettkampf der Dichtung in deutscher und in welscher Zunge beginnen werden, den Friedrich selbst entscheiden will, und bei welchem Petrus de Vinea mit in die Schranken tritt. Die Gesandten des Sultans befinden sich auf einer eigenen Estrade, Sclaven und Sclavinnen gehen ab und zu und bieten Erfrischungen; im Hintergrunde des Saales blasen reichgekleidete Mohren aus silbernen Instrumenten.

Ein Vorhang theilt sich; Aller Blicke wenden sich nach zwei herrlichen weiblichen Bildsäulen, welche jetzt sichtbar werden; beide gleichen der Glücksgöttin, in zarte Schleier gehüllt haften sie kaum mit der Spitze der Zehen auf glänzenden Kugeln. — Ha! — Die Schleier fangen an zu wallen, die Busen wogen, aus dunklen Augen beginnt es zu funkeln. — Das sind die Töchter des Morgenlandes, die lang erwarteten. Sie wenden, neigen sich anmuthig dem Kaiser, und dann nach allen Seiten hin; ein halb unterdrückter Angstschrei entfährt jedem Zuseher, doch immer rascher bewegen sich die athmenden Aphroditen des Orients; jetzt heben sie die schneeweißen Arme, schwingen Handpauken und tanzen sanft, als schwebten sie auf den Spitzen silberglänzender Meereswogen, auf den rollenden Kugeln dahin. Jetzt erheben sie ihre Stimmen und begleiten ihren Tanz mit vaterländischen Singweisen, sie fliehen sich, nähern sich, reichen sich

die Hände, jetzt wird ihr Tanz wilder, die gelösten Haare flattern unter den Schleiern hervor, wie Bacchantinnen rollen sie auf ihren Kugeln dahin, nehmen Dolche, zücken damit aufeinander; in jedem Augenblicke scheint eine von beiden auszugleiten und im unglückseligen Zufall die andere zu durchbohren; — doch in der nächsten Sekunde hat sie den Dolch schon wieder lächelnd emporgehoben, zeigt ihn zum Zeichen der Sicherheit zwischen Daumen und Zeigefinger und steckt ihn dann mitten im rasenden Tanz in die purpurne Scheide am Busen, daß jeder Zuschauer wähnt, sie hätte sich im Wahnsinn durchbohrt und es klaffe die Wunde; doch da schallen die lieblichen Stimmen, vom Takt der Tambourins begleitet, auf's neue, und die zierlichen Glieder schlingen sich in holder Grazie ineinander. Und eh' ein einziger von den Zuschauern es bemerkt, sind sie verschwunden, und der Vorhang schließt sich wieder.

Ein Beifallsgemurmel rings im Saale. „Ezzelin!" ruft jetzt der Kaiser. Ezzelin, auf sein zweihändiges Schlachtschwert gestützt, das er auch im Frieden nicht von der Kette läßt, hört ihn nicht, sondern blickt noch so starr wie früher vor sich hin. „Sohn des Mönchs!" spricht ihn der Kaiser auf's neue an. Da schreitet der Gewaltige auf den Kaiser zu und erhebt die Stimme: „Gib sie mir!"

Verwundert blickte der Kaiser ihn an. „Die Sclavinnen?" Der Tyrann besann sich jetzt, er hatte die ganze Zeit an Selvaggia gedacht, gewähnt, jeder müsse mit ihm an sie denken, jeder wissen, was er begehre; so mächtig war sein Verlangen. — „Selvaggia, Dein Kind!" sprach er nun zu dem Kaiser, „Maria, die Heilige, soll wohnen in meinem Hause! So, mit meinem Lombardenschläger zwischen den Fäusten, den Griff am Knie, werb' ich um sie; laß mich sie heimführen, wenn Paduas Bürger, vor mir im Staube

liegend, mir den Teppich bilden, auf dem ich in mein hochzeitlich Haus reite."

„Willst Du mein Kleinod?" erwiederte der Kaiser, die Werbung Ezzelin's für einen Scherz nehmend, — „welchen Ersatz kannst Du mir geben?"

„Die Lombarden!" sprach Ezzelin wildfreudig.

Der Kaiser sah erstaunt, daß es dem Tyrannen Ernst war; ein solcher Eidam, der seine Schlachten schlug, mocht' ihm wohl willkommen sein. „Wie, Ezzelin," fragte er diesen heiter, indeß seine Miene schon Gewährung verhieß, — „wirbst Du bei mir und warbst nicht zuvor bei ihrem Herzen? — Liebt Dich Selvaggia, so sei mir als Eidam gegrüßt!"

Da trat Ezzelin rasch zu Selvaggia; der Boden dröhnt von seinen Tritten erschüttert unter ihren Füßen. Erschreckt hebt sie die Blicke empor zu ihm. „Ich freie um Dich", spricht er sie an; „willst Du mich?"

Der Athem stockte ihr, und doch ward ihr

wohl bei dem rauhen Gruß. Scheu blickte sie ihn auf's neue an, und überwältigt von seiner Nähe, flüsterte sie: „Ja!"

„So leicht, Selvaggia! kannst Du mich verlassen!" hörte sie aus des Vaters Munde, — —

„Vater, Vater!" stammelte sie aus gepreßtem Herzen. Friedrich aber freute sich des gewaltigen Tochtermannes, von dem er bis zu dieser Stunde nie geglaubt hatte, daß dessen Herz für etwas anderes als für Herrschaft und Krieg empfänglich sein könne.

„Jetzt zum Kampfe!" rief er in den Saal. Ezzelin horchte auf und riß rasch das Schwert aus der Scheide; Selvaggia schreckte vor dessen Blitzen zurück, die breite Klinge zischte dicht über dem Haargeflechte, das im zierlichen Knoten auf ihrem Scheitel festgesteckt war. Der Kaiser lächelte und sprach zu dem Tyrannen: „Da bist Du bei der Hand, Sohn des Mönchs! Steck' ein Dein Schwert! Du wirst nicht mitfechten. Ein

friedlicher Wettkampf ist's, ein Streit der Dichter. Wie viel glücklicher bin ich, den unblutigen Sieger mit einem goldnen Lorbeerkranze schmücken zu können, als wenn ich selbst einen grünen frisch vom Baume verdiene! Nun, Petrus, stimm' an Deinen Gesang! baue, mein weiser Meister, den künstlichen Palast des Sonnetes aus acht Säulen, gewölbt von zwei dreifach geschlungenen Bogen! Laß erschallen die neue Sprache Italiens, welche Du in Trümmern gefunden, aus denen Du eine neue Welt erschaffst. Wer hält ihm Gegenpart? Hervor, ihr wackren Meister! Rom's Sprache ist verfault; — eine neue allgemeine Sprache Italiens draus gewachsen; wer wagt den Kampf mit dem Schöpfer dieser neuen Sprache, die den zerstückelten Völkern eines Landes einst zum Wecker ihres Gesammtbewußtseins werden wird? Nicht bloß Italiener, auch Ihr Deutsche, Stolz der Welt, kommt heran, Ihr, die Ihr dem erhabensten Myster einen

Tempel aus Gedanken und Worten erbaut! Der heilige Gral, ihr Völker, ist der Gedanke der Menschheit, sein Tempel — der Staat und ich selbst fühle mich als Parcival, ihn zu hüten."

„Was wollt Ihr, daß der Gegenstand unseres Wettkampfes sei?" fragte Petrus von Vinea.

„Du fragst bei einem Dritten an? Aus Dir selbst quillt es nicht? Ich werde irre an Dir, Petrus, denn ich halte Dich für einen, dem Gott es gegeben. Wüßt' ich nicht, wie treu Du mir bist, ich hielte Dich für einen Schmeichler; denn die Gottesgabe: Gesang läßt sich nicht bestimmen und erbitten, sie flieht den Bettler, wie den Schmeichler."

„So sei der Preis des Glücklichen unser Stoff!" sprach Petrus, „und in der neuen Volkssprache Italiens laßt uns ihn erschöpfen. Der Preis unseres geliebten Herren, auf den der Himmel von Tag zu Tag der Gaben mehre und schönere herniederschüttet, Frieden nach langen Kämpfen, treue Freunde, Ehre und Ruhm im

Morgen- und Abendlande; ihn preise ich vor allen und nenne ihn den Glücklichsten; wer einen Fürsten kennt, der trefflicher und gesegneter ist, der nenne ihn; ich kämpfe für den meinigen mit Lied und Schwert."

„Gedenke des Krösus!" mahnte Michael Scotus, der Astrolog.

Der Kaiser überhörte die Warnung und rief fröhlichen Muthes: „Das beste vergaßest du, Petrus, — das Vaterglück! Sieh' dies blühende Geschlecht, das mich umgibt, das meinem Stamm die Dauer vieler Menschengeschlechter und Jahrhunderte verheißt; Keiner mangelt heute von allen, die ich gezeugt, als mein Erstgeborner Heinrich, der in meiner Liebe wahrlich nicht der Letzte ist. O wärest Du hier, Heinrich, sähest die Freude Deines Vaters, und schmiegtest Dich mild wie ein Säugling an meine Brust! — Vielleicht that ich Dir, als wir zuletzt uns sahen, Unrecht, vielleicht wehe; o wärest Du hier, daß

ich Dich überzeugen könnte: Alle meine Kinder sind mir gleich lieb! Wer von allen Fürsten, die mit mir leben, kann sich gleichen Glückes vermessen? Oft schon schien der Himmel es verfügt zu haben, daß Hohenstaufen aussterbe, oft schon triumphirten die Widersacher: Seht dies Kind ist der letzte Sprößling!" O seht diesen Kreis meiner Kinder, ihr Feinde Waiblingens, — Eintracht und Kraft in ihnen! Gott, ich danke Dir; nicht bloß durch Sieg und Ehren, durch diese hier machst Du mich zum Glücklichsten der Erde. Nun, ihr Dichter, beginnt Euren Kampf! Wäre Clincior hier, wie einst auf der Wartburg, Ihr hättet schlimmen Stand."

Eben schickten sich die Sänger an, den Liederwettkampf zu beginnen, da trat Heinrich in den Saal. Sein Gesicht trug die Botschaft eines Gräuels. Alles war, dem Wettkampf zu lauschen, todtenstill, seine Tritte schallten auf den Ebenholzdielen. Der Kaiser wurde seiner ansichtig

und rief ihn zu sich. „Was bringst Du von Neapel? Komm setze Dich, Du stiegst ja kaum vom Schiffe, ich sehe Dir's an, Du schwindelst noch."

„Grund zu schwindeln!" versetzte Heinrich. „O daß ich's aussprechen muß! Und doch ist Schweigen — Verbrechen."

„Nun! dann verschiebe die traurige Kunde bis morgen!" entgegnete Friedrich; „sieh, wie fröhlich ich heute bin; ich könnte dem, der die Hand zum Morde wider mich erhebt, vergeben!"

Heinrich stürzte vor dem Kaiser auf die Kniee. „Mein Kaiser und Herr! ich fasse Dich am Wort. Thu's! Thu's! Vergib dem, der die Hand zum Morde gegen Dich erhoben. Du versprachst es! O so sei's!"

Bestürzt erhob sich der Kaiser. „Sprich deutlich! Wer wagt' es!"

„Vergibst Du ihm?"

„Ich will's, wenn er bereut! Nenne ihn, wer ist's?"

„Dein Sohn, der römische König, der Hochverrath gegen Dich erhob.“

„O Heinrich! Heinrich!“ rief der Kaiser, sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. — „Ahnte ich es doch in Aquileja! — Nein! es ist unmöglich; Du bist ja mein Sohn, bist ein Hohenstauf!“ Er schwieg, furchtbar erschüttert; nach langer Pause, während welcher er zu keinem Gedanken kam, rief er den Treuen näher zu sich: „Hat Dich kein falsches Gerücht betrogen? Weißt Du's denn auch gewiß? Bei Deiner Seele Seligkeit, — doch Du glaubst nicht daran, bei Deiner Liebe zu mir beschwör ich Dich! sprich die Wahrheit!“

„Bei Dir schwör' ich's Dir! Ich gäbe mein Haupt freudig drum, wenn's nicht so wäre! In Neapel erfuhr ich das Unglückselige. Ein Reichstag in Boppard ward gehalten, an welchem der Bejammernswerthe sich von Dir, o mein Kaiser, losgesagt. Die Fürsten, die Prä-

laten zürnen ihm. Er hat keinen Freund! Die Lombarden, mit denen er sich verbündet, haben ihn verführt!....“

„Die Lombarden!“ schrie Ezzelin, mit seinem Schwert auf den Boden stampfend. „O, Wir machen wett! — —“ Dann zu Selvaggia: „Ihr werdet sie sehen, Madonna, diese Doppelzüngler. Beim Gott des Gerichtes, sie werden wünschen zwei Zungen zu besitzen, denn eine hab ich Lust jedem auszureißen. — — —“

„Mailand, Bologna, Brescia, Lodi, Novara und der Markgraf von Montferrat“ fuhr Heinrich fort, „haben sich verbündet, ihn als unabhängigen König anzuerkennen und ihn bei Leben und Krone zu schützen....“

Der Kaiser hielt sich noch immer das Antlitz verhüllt und überließ sich ganz seinem Schmerze. — Enzio drückte sich an des Vaters Schooß, und Selvaggia neigte sich, den Saum seines Mantels fassend, über ihn. Ungeduldig, was beschlos-

sen werde, blickte Ezzelin bald auf den Kaiser, bald auf sein Schwert, den Lombardentödter.

„Alles dies erfuhr ich von Rom aus,“ also setzte Heinrich seinen Bericht fort. „Die Willkührherrschaft in Deutschland übersteige alle Gränzen. Der treue Otto von Baiern habe seinen Sohn als Geißel stellen müssen; der Markgraf von Baden sei an seinen Rechten gekränkt——“

„Und der Papst?“ unterbrach ihn Ezzelin; — „er lächelt wohl für sich hin? Und die Bettelmönche, dies Gesindel, das meinen Namen verunreinigt, wenn es ihn auf den Kanzeln vor seine unsaubern Bärte bringt, — sie verkünden wohl des Rebellen Beginnen als höchst gefällig und tugendhaft? O schon einmal war's ein Papst, der einen Schurken von Sohn — unterstützte.“

„Der Papst hat nach Deutschland geschrieben,“ erwiederte Heinrich, — „und der Inhalt seines Schreibens verlautet, daß er das unnatürliche Beginnen verdammt und mit den härtesten

Kirchenstrafen belegt. Wer dem verrätherischen Sohne folge, sei ein Feind der christlichen Lehre, ja Gottes selbst; jede Verbindung, welche zum Schaden des Kaisers geschlossen, sei nichtig, jeder Eid zum Verderben desselben, zu des Verräthers Gedeihen, als gottlos und ungültig von der Kirche gelöst. Dies ist's, was der Papst ausgeschrieben, den Lombarden schon bekannt, und jetzt, da ich es wiedererzähle, von Eilboten schon nach Deutschland getragen. Zürne mir nicht, Herr, daß ich Dir so schlimme Botschaft brachte, Du verlangtest ja Wahrheit, und Sünde wär's, spräch' ich anders."

Alle Blicke waren bang auf den Kaiser gerichtet, welcher noch immer in seinen Schmerz versunken, verhüllten Hauptes dasaß. Niemand wagte seine Meinung über zu ergreifende Maßregeln laut werden zu lassen.

Endlich erhob sich der Kaiser, langsam, würdevoll; sein Gesicht war todtenbleich und die Mienen desselben bezeugten, was in seinem Herzen

vorgegangen war. Wehmüthig blickte er seine Kinder, die ihn umstanden, der Reihe nach an, und sprach: „Ich habe ja noch liebe Kinder! Du gabst es Herr! Du rissest es los, ein Stück von meinem Herzen mit, — o preise sich niemand vor dem Tode glücklich! — —"

Abermals Stille. Der Kaiser blickt um sich, gewahrt Ezzelin, die Prälaten, die Heerführer. Die Falten glätten sich auf seiner Stirne, auf seine Wangen kehrt Röthe zurück. Mit starker Stimme ruft er jetzt zu Allen: „Auf, nach Deutschland! Das Gesetz schreit um Rache!"

Wer ein Schwert trägt, entblößt es jetzt; doch keiner schwingt es freudig. Da zeigen sich die Tänzerinnen wieder, die von der Störung nichts wissen. Sie neigen sich lächelnd, sie grüßen, beginnen ihr altes Spiel. — Niemand sieht hin. Schweigend, mit nackten Schwertern wandeln die Männer, Thränen in den Augen die Frauen, aus dem Marmorsaale.

Drittes Buch.

(1236—1241.)

Drittes Buch.

(1236—1241)

I.

Kaf stand auf einem Söller des Palastes Manadorens in Capua. Er hielt einen Falken in der Hand und rupfte dem edlen armen Thiere die Federn aus dem Leibe; mit wollüstiger Grausamkeit quälte er ihn. „Möchtest Dich gerne aufschwingen in freie Lüfte! Willst es besser haben als ich? So flieg ohne Federn! Ärger gepeinigt als Du bin ich. Noch immer keine Rache! Einathmend den Athem ihres Jammers! Ohne Hoffnung anschauend die Halbheit, in die sie zerfallen. Liebt sie ihn nicht noch immer? Sie gesteht es sich selbst nicht. O könnt' ich irgend

ein Ungeheures über sie beschwören, daß ihr Schmerz sich in Zorn verwandeln müßte, daß sie aus diesem Hinsiechen sich aufraffte zur Gesundheit in Rache. So aber lähmt ihr Gram meinem Grimm die Flügel! — Elender Ersatz, du einzige Wollust!" Er erwürgte den Falken. —

Staubwolken wirbeln auf. Jetzt zeigt sich ein Reiter auf der Heerstraße; er hält an, fragt, man zeigt ihm den Palast der Fürstin von Campofelice, im scharfen Galop sprengt er zu diesem heran, springt vom Roß, gibt es einem Diener am Thorweg und eilt in den Palast. Nicht lange währt es, so sieht Kaf den Reiter wieder aus dem Thore treten, aufsitzen und in derselben Richtung, in welcher er gekommen, zurückeilen. Alsobald ruft ein Sclave den Eunuchen zu seiner Gebieterin.

„Ein Brief von Friedrich!" ruft sie ihm zu, indem sie ihm das Schreiben entgegenhält. Kaf drückt die Augen zu und beißt sich die Lippen.

„Er bittet mich, ihm das Kastell Campofelice zu überlassen," fuhr Manadora fort. Da sprach Kaf: „Hat er nicht Schlösser genug, um seine Flitterwochen in stiller Abgeschiedenheit zu verleben? Werde nicht bleich, Manadora, binnen Kurzem stellt er Dich als Gürtelmagd seiner Hausfrau vor."

„Es ist nicht wahr!" entgegnete Manadora. „Er hat Dich gekränkt, drum denkst Du immer das Ärgste von ihm."

„Gekränkt?" Kaf lachte wild auf. „Er hat Dich geritzt, — würdet Ihr sagen, wenn er mir den rechten Arm abhauen ließe, und besser wär's, ich hätte diesen verloren, als daß ich jenes erduldete — ungerächt!"

„Schmähe ihn nicht! Er leidet einen Schmerz, den Du nicht fassen kannst, und eine Liebesbitte des Schmerzes ist's, die er an mich richtet. Sein Sohn Heinrich ist gefangen, der Vater darf ihn nicht freigeben, darf ihm nicht verzeihen.

Das Gefängniß soll ihn, und darin kennst Du den Vater, von den Menschen, nicht von der Natur scheiden! Mit einem Worte: Schloß Campofelice wünscht er zum Gewahrsam für seinen Sohn; ich gab es freudig, es wird gesühnt und geweiht, wenn ein Unglücklicher sein Leid darin minder schwer trägt. Eile hin, laß alle Anstalten zur Aufnahme des gefangenen Königes treffen, denn der Bote kündigte mir an, daß Heinrich schon unterwegs und nicht ferne sei.

„Gut!“ erwiederte Kaf. „Übrigens seh' ich: der Kaiser war seiner Sache im Voraus gewiß. Er hat wenig so treue Unterthanen, als die Fürstin von Campofelice. — —“

Kaf bestieg alsobald sein Roß und jagte nach Campofelice. „Seid gegrüßt, ihr Mauern, Wälle und Thürme,“ rief er frohlockend, als er ihrer ansichtig wurde, „die Rache zieht ein! Lustiger Kettenklang ist ihr Herold.“ Er warf sich zu Boden, breitete die Arme aus und küßte

die Schwelle. „Gesegnet seid, ihr Geister der Finsterniß, die ihr den großen Kaiser zum größten Thoren gemacht, den die Erde trägt, daß er selbst das Werkzeug zur Rache in meine Hand gibt. Das Licht meiner Augen weih' ich Dir, Eblis, wenn Du mich vollbringen lässest, was ich endlich beginnen kann!" Eine Schlange kroch aus feuchtem Geklüft hervor, über den Weg, über Kaf's Nacken hinweg. Er fühlte die kalten Ringe, wie sie sich langsam über seinen heißen Adern hinwälzten, und nahm's für Erhörung und glückliche Vorbedeutung, stand freudemuthig auf und betrat das Kastell. „Auf! auf! Ihr Eulen!" rief er in die verödeten Hallen und Kammern, „aus Euren Nestern!" Ein häßliches Weib kroch ihm faul und verdrossen aus einer Kammer entgegen, hob mühsam den Kopf, blinzelte an dem Eunuchen empor, und sprach: „Schon wieder Gäste? — Wann laßt Ihr uns in Ruh, daß wir sterben können?" Allmählig

kam auch andres altes Gesinde des Schlages zum Vorschein. „Wartet mit Eurem abgeschmackten Sterben, bis Ihr das Schloß in Stand gesetzt. Da sind noch abgedorrte Guirlanden von Kaiserszeiten her, nehmt sie herab und umwindet das Thor damit zum festlichen Empfange. Ein König wird einziehen; lustig, Gesindel! Vielleicht auch wieder ausziehen! Des Kaisers Sohn! des mächtigen Weltbeherrschers erstes Machwerk, verpfuscht — wie mein Leben! Behängt Euch mit dem Putz, den Ihr findet! Die Gold- und Silberstoffe werft um Eure welken Glieder, junger Sclavinnen zurückgelassene zarte Schleier über Eure Runzeln und Kahlköpfe, daß der König Freude habe! — — — O Kaiser, Kaiser! So edlen Diener hattest Du nie, als ich der Eunuch, den Du peitschen ließest, bald haben werde, — einen König, Deinen Sohn. An jener Säule, die Deine Thorheit jetzt wieder ehrlich macht, will ich meinen Stuhl

hinstellen und mir's schmecken lassen, wie süß Rache ist."

Wenige Tage nach dem Boten kam der gefangene König Heinrich, von starker Wache umgeben, in Capua an und stieg in dem Palaste der Fürstin von Campofelice ab, welche die Zurückkunft Kaf's erwartete, der dem Unglücklichen als Wegweiser nach dem einsamen Kastelle folgen sollte. Mit zarter Aufmerksamkeit merkten — ihrem Geheiß zufolge und nach ihrem Beispiele — alle Diener ihres Palastes auf die Wünsche des Gefangenen, der von seinen Wächtern mit jener Schonung behandelt wurde, die der tieferschütterte Vater ihnen zur Pflicht gemacht hatte. So gerne Friedrich dem verirrten Sohne verziehen hätte, als Kaiser mußte er den Rebellen bestrafen, welcher, nachdem er schon zu Gnaden wieder aufgenommen war, statt nun die beschwornen Bedingungen zu erfüllen, von bösen Rathgebern, sowie von Stolz und falscher Scham in

der eignen Brust verleitet, zum zweitenmal die Gerechtigkeit des Kaisers herausgefordert hatte. Es ging sogar die Sage, daß er diesem durch Gift nach dem Leben getrachtet. Das Gericht über den Treulosen war schnell gewesen, wie Gottes Finger. Der Kaiser sah sich gezwungen, ihn in Haft nehmen zu lassen, bis die Einsamkeit ihn zum klaren Bewußtsein seiner Schuld, zur Reue, zur Besserung bringe.

Der gefangene König verließ, obwohl ihm der Besuch des Gartens angetragen und von dem Markgrafen Lancia, seinem Führer, erlaubt wurde, das Zimmer nicht, welches ihm im Palaste angewiesen worden war; auch schickte er die kostbaren Speisen zurück und begnügte sich mit der einfachsten Kost, indem er der Herrin des Hauses statt des Dankes sagen ließ: „Ein König der Deutschen speist nicht von der Gnade, welche ihm die Buhlerin eines Kaisers zuwirft." Zufällig hörte Manadora diese Worte, welche

von den Dienern und Soldaten wiedererzählt wurden. Ihr Zorn entbrannte. „So ist mein Name diesseits und jenseits der Alpen mit Schmach bedeckt, und vielleicht, — — — vielleicht — —? — Nein, er war's nicht, konnt' es nicht sein, der ihn zuerst besudelte. Liebt er mich auch nimmer, so bewies er mir doch noch eben seine Freundschaft durch sein Vertrauen! Was rechne ich dem Unglücklichen an, aus dem nur der Schmerz spricht? O, jedes Unglück ist Schande!"

Eine Frau von edlem Anstand, doch kummergebeugt und todesblaß, eilte jetzt in Manadorens Gemach, warf sich ihr zu Füßen und rief leidenschaftlich: „Nicht eher steh' ich auf, als bis Du mir versprichst, zu verzeihen. O sei so großmüthig, als Du schön und reich bist. Der Himmel hat Dir alles gegeben, so vergib jenem, dem er alles nahm."

„Was soll ich verzeihen?" erwiederte Mana-

dora befremdet, — — „doch, ich weiß! sei ruhig, steh' auf, der König sprach nichts, was mich kränken kann. Wer bist Du aber, die Du hier, wo er von allen verlassen ist, für ihn knieest und bittest? Sprich!"

„Sein Weib!" sprach Margarethe von Österreich; „er hat nichts mehr auf Erden, nicht einmal des Vaters Herz, — doch mich, mich stets! — O dies Auge hat keine Thränen. — Weh mir! Was siehst Du mich so forschend an? — —"

„Steht auf, edle Frau! Ich bitt' Euch, steht auf, es ziemt Euch nicht, vor mir zu knieen. —"

Furchtbarer Argwohn erwachte plötzlich in Margarethens Seele; „Seid Ihr nicht...." des Kaisers Freundin, wollte sie sagen, doch behutsam verschwieg sie die Worte, durch deren Klang sie die Fürstin auf's neue zu beleidigen fürchten mußte. Ihre gramvolle Liebe sah einen Zusammenhang zwischen diesem vertrauten Verhältniß Manadorens und des Kaisers zu dem Befehle

des letztern, und legte der Anweisung des Schlosses Campofelice als Aufenthalt für Heinrich ein falsches Motiv unter. „Wenn Ihr an Gottes Barmherzigkeit glaubt, o so verhehlt mir nichts!" flehte sie. —

„Was sollt' ich verhehlen, edle Frau? In der That, ich kann keinen Grund Eurer Besorgnisse finden."

„O seid aufrichtig," flehte Margarethe. „Die Einsamkeit jenes Kastells, sie birgt Gefährliches für meinen Heinrich. Ihr wißt es! Ihr schweigt? Nun sehe ich es klar; keine fürstliche Gefangenschaft, nein: ein Todesurtheil erwartet ihn! Er verschwindet in Nacht, und keines Menschen Ohr, auch das meine nicht, soll je wieder von ihm hören."

„Ich glaube: Eure Sorge verleitet Euch zu grundlosen Befürchtungen! beruhigt Euch, Königin!"

„Nicht dies Wort, ich beschwöre Euch. Dieser

jetzt inhaltslose Titel bedeutet Unheil! O wie kalt ist Euer Trost! Wie mühsam verbergt Ihr die entsetzliche Wahrheit! Oder werde ich von ihm getrennt? Er soll allein in der Einsamkeit seines Kerkers sitzen! O habt Erbarmen, aus Mitleid verhehlt mir das Ärgste nicht! Meine Angst sei Euch kein Vergnügen. Denkt, wie Schwerter in Eurer Brust wühlen würden, wenn Ihr in Noth und Elend, verstoßen, verachtet von der Welt, nur ein einziges Wesen noch hättet, mit dem Ihr sterben möchtet, und wenn Isabella, die Kaiserin, Euch, wie Ihr jetzt mich, zurückwiese....“

„Isabella?“ rief Manadora. Vor ihrem Gorgonenblick erstarrte die flehende Königin. „Isabella? Ist's wahr?“ Sie riß die Knieende vom Boden empor. „Mit eigner Hand, wenn Du lügst, ermord' ich Deinen Gatten!“

„So seh' ich's!“ sprach Margarethe; — „Du verriethest Dich jetzt.“

„Ist's wahr? Ja oder nein! Himmel oder Hölle! Ist Isabella von England des Kaisers Gemahlin?"

„Sie ist's!"

„Beschwör' es!"

„Beim ewigen Gott, dem Rächer des Meineids!"

„Nicht bei Gott," rief Manadora, „ich glaube an keinen, wenn er dies Wahrheit sein läßt!"

„Bei'm Haupt meines Heinrich!"

„Nicht bei der Liebe! Es gibt keine Liebe. Alles, was Liebe heißt, ist Lüge, Verrath und Mord!"

„Fraget den Markgrafen Lancia, fraget jeden Kriegsmann, der mit uns nach Italien kam. Der Rhein hallte vom Lärmen der Hochzeitfeste wieder, während mein Heinrich gefangen im festen Schlosse zu Heidelberg lag."

Die Fieberhitze Manadorens wandelte sich in

Eiseskälte. Ihr Scheitel war stark genug, die Last der Wirklichkeit zu tragen.

„Ich danke Euch, Königin!" sprach sie gefaßt und ruhig, als hätte sie höchstens von dem Verlust eines Ringes oder einer Geschmeidenadel gehört. — „Ihr gabt mir Wahrheit! bei allem, was Euch heilig ist, versichere ich Euch, daß ich nichts weiß, was Eure Besorgnisse für Euren königlichen Gemahl rechtfertigen könnte." — Das Unglück machte die entthronte Königin zu ihrer Schwester. „Und, wäre es auch," fuhr sie, über schönem reinmenschlichen Mitleid die Hölle vergessend, welche mit allen Qualen ihr Herz erfüllte, fort — „wäre auch Eurem Gemahl die stille Freistatt der Einsamkeit nur arglistig angeboten worden, um ihn darin zu verderben, — wisset: ich schütze ihn und Euch, so lange Ihr in Camposelice seid; keine Macht des Kaisers soll es wagen, Euch von dem Gatten zu trennen, ihm auch nur ein Haar zu krümmen. Heiße er

auch Gefangener, wie ein König soll er dort leben; das Schloß mit allem, was darinnen, ist Euer. — Ich selbst werde Euch hinbegleiten, und sorgen, daß also geschieht, wie ich Euch sagte."

„Engel des Himmels!" stammelte die Königin; sie konnte nichts weiter reden und sank der Fürstin an's Herz. Die Freude ließ sie nicht lange rasten, sie mußte zu dem Gatten, ihm alles mittheilen.

Manadora war allein. „Sie ist glücklich, sie kann lieben!" — Doch diese wehmüthige Stimmung verduftete ihr schnell unter des frisch ausbrechenden Hasses Gluthauch. Sie hob den Brief des Kaisers, ihre Blicke irrten auf den Schriftzügen umher. „Welche Freundschaft! — Welche Höflichkeit! — — Hohn ist's und Schmach! Den Sohn tödten — er kann's! Warum nicht? — Ist dieser Brief nicht noch naß von Schmerz um den Verlust des Sohnes? Schwimmt nicht je-

der Buchstab' in Thränen um Heinrich? Beklag nicht jede Zeile die herbe Nothwendigkeit des Gesetzes, welchem auch der Kaiser sich beugen müsse? Fliegen nicht in aller Herren Länder Schreiben des Vaters genau wie dieses? — O Lüge! Lüge! Mitten im Hochzeitsjubel, beim Freudengelag schrieb er sie!"

„Wo mich bergen? Wenn er sein junges Weib nach Italien bringt, wenn alle Straßen von elenden Schmeichlern wimmeln, wenn alle Nacken sich geschmeidig vor der stolzen Engländerin beugen, — und wenn dann ein einzig Auge mich sieht, vielleicht das ihrige, ein einzig mitleidig Lächeln, das verächtliche Mitleid von Tausenden.... mir gilt's! In die Tiefe des Meeres, in des Ätna Flammenschlund folgt es mir."

Kaf trat ein. Manadora zerriß den Brief Friedrich's und ließ ihn fallen.

Kaf bückte sich und erkannte die Hand; schnell sprang er auf, wie ein Thier, das zufällig eine

giftige Pflanze berührt. Forschend blickte er dann seine Herrin an. Manadora trat ihm näher und sprach tonlos: „Es ist geschehn!"

„Madonna?"

„Du liebst mich! Sei mein! Ich verkaufe Dich, — mit mir!"

„Madonna?"

„An den, der mich rächt!"

„Kannst Du's nicht selbst?" fragte Kaf, „bin ich nicht auf Erden? Was wird? Zitternd vor Wollust hör' ich. Sprich!"

„Ich weiß nur, daß ich mich rächen muß, daß Tod meine Schmach nicht sühnt, — nur wieder Schmach."

Kaf spukte auf die Fetzen des Briefes und trat darauf. „Es wird Rath!" rief er jauchzend, dann warf er sich zu Boden, küßte ihre Fußspitzen, sprang wieder auf, umkreiste sie im bacchantischen Taumel und sprach: „Ich sagt' es voraus! O hättest Du mir geglaubt! Doch gut

ist jetzt alles. Du kennst D i ch wieder! Nie wirfst Du Dich wieder hin. Dein Tieger bin ich, send' ihn aus! Bin die That für Dein Wort! Der Griff für den Dolch! Bin der Sand für den Wüstenwind! Nun, was geschieht zuerst?"

„Gib Rath!"

„Gut! Gut! Madonna, ich will's besorgen! Das Schloß ist bestellt; ein König kann dort wohnen. Was hältst Du von den Lombarden, Madonna?" — — —

„Isabella! — Friedrich! —" rief Manadora unwillkührllich.

„Du bist reicher, als Du selbst weißt, Madonna; ich kenne die Orte, wo Deine Schätze aufgehoben sind. Du solltest Gebrauch davon machen."

„Verachtet! Mit Fingern auf mich gewiesen, wenn j e n e kommt. Ja, nichts als ein Werkzeug bin ich ihm; dazu noch gut genug war ich, mein Schloß hinzugeben; nicht aus Ver-

trauen, o nein! Vertrauen!" — — sie lachte, „Geringschätzung! „„Sie ist ein Weib,"" dachte er wohl, „„in ihrer verliebten Thorheit macht sie sich eine Ehre draus, alles zu thun, was ich wünsche"" — — — So dacht' er! O Schmach! O Schmach!"

„Du beherbergst also den gefangenen König, Madonna? Nicht wahr, Du thust's? Nun, Camposelice ist für ihn bereit."

Manadora hörte erst jetzt wieder auf Kaf's Worte, die wie Pfeilspitzen sich an die thatkräftigsten von ihren Gedanken anhaken und diese emporraffen sollten. „Mache Dich fertig," sprach sie männlich entschlossen, „ich habe viel an mir selbst gut zu machen; die Liebe machte mein Leben bis jetzt zu einem Wechsel von Stolz und Erniedrigung, von Hoffen und Bedürfen; laß sehn, ob der Haß mir nicht treuer ist! Nie, nie, ich fühle, ich schwöre es, nie wird von nun an mein Wesen mehr wanken und sich untreu wer-

den; jede Marter der Hölle ruf ich auf mich, jeden Fluch des Himmels und der Menschen, wenn Liebe sich auch nur als Mitleid einschleichen, meine Gedanken im Schlafe überkommen will! Nie, nie soll sie's mehr können. Lieber vergifte mein Blut, rächender Gott, als daß ein Tropfen von Liebe schwelle und walle! Nein! ich werde nicht wieder unterliegen! Ich will's nicht! Ich schaudre davor! O barmherziger Gott, laß mich ausharren in Haß!"

Diese Angst vor der Liebe, ist sie Haß?

„Laß uns eilen, Kaf," fuhr sie fort; „Rasch die Brücke hinter uns abgerissen, daß jeder Rückschritt unmöglich sei! Ach, ich ertrüg es nicht, wenn das Geschick mich auf's neue verhöhnen könnte, mich je an den Haaren zu ihm zurückschleifte! — — Beim rächenden Gott: Ich will's nicht! Es muß etwas geschehen, das mich auf ewig vom Himmel ausschließt, etwas, was Gott

selbst nicht vergeben kann. Und schnell, o schnell! daß wir vor der Reue sicher sind!"

„Reue? Was ist das?" rief Kaf wild; „sei lieber verflucht von allen Zungen, als beweint von einem einzigen Augenpaar, als von dem seinigen selbst. So ein fabelhaft Geschlecht wie das meinige, so ein fabelhaft unbegreiflich Ding ist mir Reue."

„Ich scheue sie!" sprach Manadora hastig und beklommen, — „Drum laß uns schnell handeln. Campofelice schenkt' ich dem Könige!"

„Gut! Doch die rechte Nutznießung bleibt hoffentlich Euch. Das laßt mich machen. Ich kenne die Goldbrunnen. Der König ist Friedrich's Feind, also unser Freund. Gut! gut! Doch mit Vorsicht! Ihr sollt Andere verderben, aber nicht selbst zu Grunde gehn. O laßt nur mich machen. Meine Muskeln zucken vor Freude; meine Beine sind die der Gazelle, mein Auge das des Luchses. Ich fliege hin und wieder, jetzt

als Geier, und jetzt als Taube. Die Lombarden bedürfen Geld; der Kaiser sah es drauf ab, sie zu verderben. Sprecht: Sollen sie zu Grunde gehn?"

„Nein! Schöpfe die goldene Fluth! Gieß sie verschwenderisch aus. Glückliche, welche Kinder haben, scharren zusammen aus Liebe, um diesen Reichthümer zu hinterlassen. Wem sollte ich's? Niemand liebt mich! Mein einziger Freund ist der Haß; nehm' er all mein Gut und Gold, ach! nehm er mich selber hin. Nur rasch! Nur rasch! Die Pferde gesattelt! Ich begleite den König nach Campofelice."

„Das thuet nicht! behauptet den Schein!"

„Zerrissen den Schein, daß Reue sich drunter nicht bergen kann!"

„Dann ist der Beginn auch gleich das Ende unseres Spiels. Dann, wenn die Lombarden fallen, fallen auch wir!"

„Sehn' ich mich denn nicht nach Untergang?" sprach sie bitterlächelnd.

„Bei meinem Haupte, Ihr sollt es nicht! Nicht untergehn, bevor er unterging. Fallen die Lombarden, so steht der Papst, der jetzt nur beobachtet, als sein Feind an; für diesen muß etwas von uns übrigbleiben."

„Du hast Recht! doch ungern weiche ich Dir. Nur eile, eile! Ich werde nicht ruhig sein, bevor der Damm nicht eingerissen ist, die Fluth hereinbricht, die Brandung mich faßt, und ihr Donner die Stimmen überschreit, die aus der Vergangenheit auf mich herübertönen. Gott! Gott! Sieh mich in meinem Jammer, nimm mir, der Du Alles nimmst, nie, nie den Haß!"

„Ich brauche Gott nicht drum zu bitten!" sprach der Eunuch; „ich verlasse mich auf mich!"

Noch am selben Tage setzte sich der kleine Zug in Bewegung; Kaf als Wegweiser voran, hinter ihm die Kriegsleute, welche den gefange-

nen König bewachten, angeführt von dem Markgrafen Lancia; der König ritt, finster vor sich zu Boden blickend, auf einem stattlichen Rosse, dem er von Zeit zu Zeit, seinen Grimm auszulassen, die Sporen in die Weichen drückte und die Zügel anzog, daß das gepeinigte Thier sich bäumte. „Der Sattel mein Königreich, mein Volk dies Roß!" sprach der König finster. Neben ihm ritt auf einem sanften Zelter die treue Gattin, von Lancia und den Kriegern mit tiefer Ehrerbietung behandelt, als wäre sie nicht die Gattin des Entthronten, sondern regierende Kaiserin; — mit Angst beobachtete sie jeden Blick, jede Miene des Gatten, ob dieser seine Aufseher dadurch nicht etwa zu schlimmer Behandlung und Strenge reize; ach sie kannte ja ihres Gatten heißes Blut, kannte die unselige Starrsinnigkeit, welche den Mangel wahrer Seelengröße bei ihm ersetzte.

Campofelice wurde, nachdem der König dort angekommen war, in eine förmliche Veste um-

gewandelt, daß jede Gelegenheit zum Entweichen unmöglich schien, obwohl — auf geheimen Befehl des Kaisers an den Markgrafen — der Gefangene im Bereiche des Kastelles und der weitläuftigen Gartenanlagen durchaus wie ein freier und — Manadorens Zusage, Kaf's Walten zufolge — wie der Herr und Gebieter behandelt wurde. Durch Margarethe fand Kaf Gelegenheit, sich ihm zu nähern; bald ließ er manche Andeutung fallen, welche der unruhige gereizte Geist des Gefangenen hastig auflas und zu Plänen ausbildete, während mit ungemeiner Vorsicht und Schlauheit von beiden Seiten das allmählig gewordene Einverständniß selbst vor Margaretha geheim gehalten ward.

Bald wanderte Kaf mit Briefen des Königs an die Lombarden aus Campofelice nach Capua zurück.

II.

Wie auf Sturmesfittichen trug den Kaiser sein Glück von Land zu Land. Er war das lebendige Gesetz, das jeden zerschmettert, der mit frevler Hand es anzutasten wagt. Noch einmal hatte er den Lombarden die Hand der Gnade entgegengestreckt; sie zögerten, sie anzunehmen, noch immer in der Hoffnung, mehr zu gewinnen, als ihr Herr ihnen bot, und gestützt durch die Zweideutigkeit der päpstlichen Gesandten, welche zwischen dem Kaiser und ihnen noch immer vermittelten. Da erklärte Ezzelin's Feind, der übermüthige Azzo, als Podesta von Vicenza, jeden

des Todes schuldig, wer den Namen des Kaisers auch nur nenne. Als der Kaiser in Deutschland davon Kunde erhielt, er, der wie ein Hoherpriester das Edelste, den eignen Sohn, der Majestät geopfert, — rief er: „Sie selber haben sich jetzt die Gnade erdolcht! Wenn Gottes Engel herniedersteigen und für sie bitten, — ich stecke mein Schwert nicht in die Scheide, als bis Mailand wieder ein Aschenhaufen ist." —

Rasch bricht ein Heer aus Deutschland auf und erreicht Verona; der Kaiser selbst folgt eilig nach; bald ist er in Verona Ezzelin's Gast. Die Streitkräfte der ghibellinischen Städte sammeln sich um ihn, Marcaria und Pontevico fallen. Ezzelin eilt nach Rivalta, das Azzo belagert, der Kaiser ihm zu Hülfe, als Ezzelin in Gefahr kommt. Wie der Tag graut, sind die Deutschen da. Blutiges Morgenroth; Entsetzen, Gemetzel, Flucht. Der Kaiser folgt dem stolzen Azzo auf den Fersen, bald steht er vor Vicenza. —

Sturm in der Nacht, Gräul des Gerichts! — Der Kaiser wendet sich jetzt nach Padua, nach Treviso, das der Venezianer Tiepolo vertheidigt. Schon hofft er mit Zuversicht, es in seiner Gewalt zu haben; da kommt die Kunde, daß Friedrich der Streitbare von Österreich, des gefangenen König Heinrich's Schwager, das Reichsheer geschlagen. Mitten im Winter eilt der Kaiser zu rascher That nach Steyermark; ein neues Reichsheer zieht längs der Donau hinab. Von Stunde zu Stunde Sieg auf Sieg. Eroberung bezeichnet seine Ankunft, Wien wird mit Reichsunmittelbar beschenkt, der junge Konrad an Heinrich's Stelle zum König der Deutschen eingesetzt. Dies alles wie im Flug abgemacht, und der Kaiser eilt wieder nach Italien. Ezzelin hat Monselice gewonnen und stürmt Padua. Sein Sturm wird abgeschlagen, doch am andern Tage ergibt sich die Stadt auf milde Bedingungen.

Als das Stadtthor geöffnet wird, entblößt

Ezzelin, hoch zu Rosse sitzend, das Haupt, neigt sich und küßt mit bleichen Lippen das Thor. Jubel umschallet ihn. „Friede, dieser Kuß ist Dein Unterpfand!“ rufen die Bürger und drängen, unterwürfig, glückwünschend, sich an den Tyrannen heran, der finster lächelnd auf sie herniedersieht und sein Schlachtroß spornt, daß die breiten Hufe über den Köpfen hängen. Ein Schatten huscht zwischen ihm und der Wand des engen, dunklen Thorweges. Eine rauhe Stimme schallt: „Padua, Du bist eine Metze!“

Umsonst ist jede Nachforschung nach dem Schmähenden. Ezzelin hält zwei Sekunden sein Schlachtroß an, als sänne er, ob er's hinsporne über die Schädel des Volkes. Plötzlich glättet sich seine Stirne, und in eiserner Ruhe reitet er auf den Marktplatz. Dort umgibt ihn, ängstlich nach dem Gewaltigen aufblickend, ein Kreis von Bürgern, Worte aus seinem Munde, Paduas Schicksal zu hören.

Draußen vor den Thoren aber jagt Kaf, der Eunuch fernab; jetzt hält er an, lauscht, furchtbare Stille drinnen in der Stadt; „O Metze Padua! Nun freit Dich der Metzger, und Du gibst ihm, froh unter die Haube zu kommen, als Aussteuer, was Du als Leibgeld für Deine Post empfingst! Sei verflucht!" —

Ezzelin's blaue Lippen bewegen sich. Noch strömt kein Laut daraus; Padua hört schon! Endlich bricht er also sein Schweigen: „Bekümmerten Herzens, Padua, red' ich zu Dir. Ich lechze lang, Dich zu umarmen; so inbrünstig war meine Lieb', daß ich im eisernen Hochzeitkleid Dich fest an mich pressen wollte, bis das Blut Dir aus den Adern spräng' und die Glut der Stirne mir kühlte. Heute Nacht — in der Nacht vor der Hochzeit, Padua, las ich's in den Sternen: Zügeln sollt' ich die Bräutigamslust, bis der Kaiser kommt, das Fest zu verherrlichen! Das ist mein Gram, Padua! Hast Du keine

Feste, ihn zu verscheuchen? Sind die Töne schon in der Kehle vertrocknet? Hast Du die Feierkleider schon abgetragen? O wie nackt und dürftig, wie verschämt stehst Du vor Deinem Bräutigam!"

Schweigen des Entsetzens rings um ihn her. Er weidet sich dran und mit tückischem Hohn fährt er fort: „Ich bin nicht gottlos, Padua; o nein, ich befolge demüthig des Himmels Beschluß. Eine mildere Freude durchrieselt meine Glieder. Du warst verblendet, armes Padua, Gottes Gnade aber gab Dir jetzt die Sehkraft wieder. Du warst verirrt, gutes Padua; aber Antonio, der große Heilige, hat mein Gebet erhört und Dich auf den rechten Weg geführt, auf welchem Du Deinem Glücke entgegengehst. Nun aber, edles Padua, erfülle auch die Pflicht der Dankbarkeit und sorge zugleich für Dein Heil, indem Du Dich einem Führer anvertrauest, der Dich getreu leiten und schützen möge. Da

Du züchtig, scharfsichtig, fromm, dankbar und klug bist, so stehe nicht länger an, meinen Rath zu befolgen!"

„Sei Du unser Podesta und uns gnädig, Ezzelino!" sprachen die Bürger, welche, von seinem Hohn verblüfft, noch nicht wagten, etwas anderes als seinen eigenen Wunsch auszusprechen.

„Ich?" brauste der Tyrann in verstelltem Zorne auf, seinen Spott schärfend. „Wie, Padua, willst Du mich der Demuth abwendig machen? Bei meinem Zorne, wage es nicht, mich zu Deinem Podesta zu wählen!" Ein Lächeln barg sich wie eine Schlange unter'm Schatten seines dicken krausen Bartes; er war sich's wohl bewußt, daß Paduas Bürger es nicht wagen würden, einen andern als ihn zu dieser Würde zu wählen. So der gedemüthigten Feinde übermüthig lächelnd, gab er seinem Streitroß die Sporen und sprengte, unbekümmert, wen es

zertrete, durch den dichten Haufen dahin, erwartend, daß dieser sich ihm nachwälze und ihn kniefällig bitte, die Geißel zu schwingen.

Mit dem Anblick des Tyrannen schwand indessen auch allmälig das Entsetzen, welches die Bürger stumm gemacht; sie vermochten wieder zu athmen, zu denken. Der Schall seines Stolzes weckte den ihrigen als Echo. Schon wagten sie, diese und jene Bemerkung laut werden zu lassen, schon drängten sich einige Verwegene vor, schwangen sich auf die Schultern ihrer Nächsten und wollten sich anschicken, ihre Stimmen zu erheben, und zu rathen, man solle dem Willen Ezzelin's nachkommen und ihn nicht zum Podesta wählen, — — da fliegt plötzlich ein blutiges Haupt in ihre Mitte, und eines Herolds Donnerstimme schallt laut über den Marktplatz hin: „Ein Carfunkel aus der Morgengabe meines sehr edlen und gnädigen Herrn, Ezzelino da Romano, für seine Braut, Ma-

donna Padua! Ein Buchstabe des Gesetzbuches! Lerne jeder, gewarnt, Gerechtigkeit!"

Da überlief's alle und wie von des Treibers Geißel gepeitscht, eilten sie nach dem Palaste, wo Ezzelin eingezogen. „Ezzelin, Ezzelin!" riefen sie zu den Fenstern hinauf, die verschlossen blieben; „erhöre Paduas Volk und sei ihm ein gnädiger Herrscher!" Endlich schloß der Tyrann die Fenster auf und sprach die Antwort zurück: „Kannst ohne mich nicht leben, Padua? Was ich sagte, bleibt gesagt!"

Die Bürger wiederholten die Bitte. Da musterte Ezzelin die ihm zunächst stehenden Edelleute. „Wer taugt, mein kollrig Roß zu pflegen, bis ich mich selbst aufschwinge?" Er griff einen Apulischen Baron heraus, führte ihn auf den Balkon und sprach zu ihm: „Simon, Du taugst mir!" — dann zu Paduas Volke hinab: „Seht hier den Podesta, der an meiner Stelle über Euch herrschen wird!"

Als sei Tausenden das verwirkte Leben ge-

schenkt, solcher Jubel brach jetzt los. „Wirfst Du die Maske ab, Padua? Hab' ich Dich?“ murmelte Ezzelin in den Bart und trat von dem Balkon zurück, seinen verdutzten Stellvertreter der Hoffnung des gedemüthigten Volkes zurücklassend. — — —

Nicht lange währte die Freude, daß Ezzelin menschlicher hause, als man von ihm befürchtet hatte. Treviso fiel in der kaiserlichen Gewalt, jedes Ohr bebt von dem Unglück der lombardischen Städte, von der Freiheit Untergang. Hie und da munkelt einer, der sich von Aufpassern unbelauscht weiß, von kaiserlicher Heeresmacht, die aus Apulien nach der Lombardei aufwärts rücke. „O Freiheit! o Vaterland!“ Mancher schnürt im Stillen seinen Bündel, vergräbt seine Kostbarkeiten und zieht bei Nacht aus den Thoren Paduas. Bald hatte Ezzelin davon Kunde; oft schon am andern Morgen standen seine Trabanten vor den verlassenen Häusern und riefen aus:

„Im Namen Kaiserlicher Majestät, verflucht und vertilgt sei das Gedächtniß des Verräthers!“ und bald waren die Häuser der Flüchtigen der Erde gleich, und, was von vergrabenen Kostbarkeiten entdeckt wurde, flog in Ezzelin's Schatzkammer.

Bei Giordano, dem Abte von San Benedetto, sind die Edelsten Padua's versammelt, welche Muth genug besitzen, auf der Scholle, wo sie geboren worden, auszuharren; Alle halten den frommen strengen Mann hoch in Ehren und erwarten von seiner Weisheit Trost und Rath bei dem Elende des Vaterlandes. Einer, Raimondo, bringt Dolche und bittet den Abt, sie zu weihen.

Giordano weigert sich.

„Sind wir's nicht werth, zu handeln?“ fragt Raimondo zürnend.

„Ihr seid werth, nicht mehr zu fallen!“ erwiedert der Abt.

Drauf Raimondo mit Grimm: „Wir sind nicht mehr werth, zu fallen? Nun, weigerst

Du Dich, Giordano, so fließe — statt des Tyrannen Blut, das Blut des freien Mannes, der nur Feiglinge zu Brüdern und ach, kein Vaterland mehr hat.“ Er stößt sich den Dolch in's Herz und ruft dem Abte sterbend zu: „Der Dolch bedarf Deiner Weihe nicht mehr! Elendes Volk, werth verknechtet zu sein, wenn Du gern dienst! Meinen Leib den Würmern, meine Seele dem Heiland, meinen Fluch vermach' ich dem Tyrannen, meinen Dolch aber dem, der wieder ein Paduaner heißen will.“ Er verröchelt. Niemand hebt den Dolch auf. Giordano kniet an der Leiche und betet für die Ruhe der Seele des Hingeschiedenen. Da pocht man am Thore des Klosterhofes. Der Pförtner stürzt athemlos in den Saal.

„Was gibt's, Fra Angelico?“ fragt der Abt unerschrocken.

„Boten Ezzelino's!“ stammelt der Pförtner.

„Laß sie warten, bis ich mein Gebet vollen-

det!" spricht der Abt ruhig. „Herr, schenke ihm die ewige Ruhe und dem Tyrannen die ewige Pein! Herr! sei seiner Seele gnädig und Padua's Seele: Der Freiheit! — Betet, betet, Bürger von Padua, mit mir! — — —" Von der göttlichen Flamme der Begeisterung durchloht, knieeten die Edlen an der Leiche Raimondo's neben dem Abte hin und sprachen das Gebet desselben nach: „Vater im Himmel, Freiheit, Freiheit! Erlösung von der Tyrannei!"

„Boten Ezzelino's" ruft ein Laienbruder hereinstürzend, „sie wollen nicht länger warten."

„Unser Verderben! Dolche heraus! Lieber freiwillig gestorben als geblutet unter Henkershand!" toben die Edlen durcheinander, die, des Vaterlandes Befreiung zu beschließen, zusammengekommen.

„Seid ihr Christen?" ermahnt Giordano; „ein Thor, wer Hand an sich selbst legt. Ich gehe und folge!"

Er ging in den Klosterhof; ein gesatteltes Roß stand angebunden; der Bote Ezzelino's saß auf einem andern, grüßte den Abt demüthig und bat ihn, im Namen seines Herrn, „einer wichtigen Sache willen, alsogleich aufzusitzen und zu Ezzelin zu kommen."

Der Abt geht nochmals zurück, sucht lächelnd die besorgten Freunde zu beruhigen und verspricht, bald wieder zurück zu sein. Umsonst sind ihre Warnungen, ihre Bitten, zu bleiben. Er geht. Er kommt nicht wieder.

„Nun, hier ist der Tyrann!" ruft Ezzelin ihn an, als der Abt zu ihm tritt. „So nanntest Du mich ja; drum muß ich's wohl sein. Die Zeit meines Amts ist noch nicht erfüllt, sonst — wäre Padua schon nicht mehr!"

„Gott ist, drum wird Deine Zeit sich nie erfüllen, Tyrann! — Wird Gott sein Kind, die Freiheit, morden lassen?"

„Warum dann ließt Ihr es geschehn?

„Was befiehlst Du? Du ließest mich rufen! Eröffne mir's schnell, meine Zeit ist gemessen."

„Ja, gemessen, mit Rebellen auf mein Verderben zu trinken und zu rathen. Wärst Du nicht schon ein Pfaff, ich wüßte keinen ärgern Schimpf, Dich zu erniedrigen! — Verdammt diese Ruhe, verdammt dies Lächeln!"

„Ezzelin," entgegnet ihm der Abt," das Gericht über Dich ist noch fern, doch gewiß. Fordre es nicht heraus! Gottes Diener bin ich, und Gottes heiligstes Geschenk an die Menschen: die Freiheit, wahre ich!"

„Heda, Trabanten!" ruft Ezzelin statt der Antwort. — Sie kamen. — „Nehmt diesen! In die Burg San Zeno mit ihm! — — Wahre dort, was zu wahren Du Dich berufen fühlst! Meine Eisenmänner werden Dich wahren. Fromme Männer wie Du bedürfen der Muße zu Gebet und Betrachtung; Christenpflicht ist's, wenn ich sie Dir schaffe. — — Wie? jeder stolze Prie-

ster wagt es schon, des Kaisers Majestät zu verachten? Hält heimliche Zusammenkünfte in seinem Kloster? Halte sie, wenn Du kannst, jetzt auf der Burg! Doch Du bist ein Mönch, also kann ich mich damit nicht begnügen. Du gibst mir ein Pfand, oder ich nehme Dein Leben als Pfand, Freund des Este! Zweitausend Mark, nichts drunter, sowahr mein Vater, wie Du, Mönchsgewand trägt!" — —

Nicht genug. Binnen Kurzem schwärmen Deutsche und Sarazenen in allen Straßen Paduas. Wo ein trotzig Gesicht sich zeigt, zielen sie mit Schwertern und Krummsäbeln. — Eine Volksversammlung wird berufen: Ezzelin tritt in die Mitte und bittet mit erheuchelter Demuth die Edlen und Bürger, von denen ihm Kunde zugekommen, daß sie, dem Este heimlich

noch immer zugethan, nur zögernd und mit Widerwillen des von ihm eingesetzten Podesta Befehle vollzögen, um solche schlimme Gerüchte Lügen zu strafen, auf kurze Zeit Padua zu verlassen. — Sie erfüllen, gern und ungern, den Befehl. Ezzelin's Trabanten fassen, halten sie; die Gefährlichsten wandern als Geißeln nach Deutschland und Apulien.

Überall in der Lombardei herrscht Entsetzen. Schon naht der Kaiser. Zehntausend seiner Sarazenen sind aus Luceria da. Wehe dir, Freiheit! Stimmt Leichengesang an, ihr Thoren, die ihr dem Kaiser vor lombardischer Städte Pforten mit Jubel entgegenkommt; ihr Glocken, seine Herrlichkeit verkündend, ruft Jung und Alt zum Begräbniß einer Nation!

Der Kaiser ist da, Ezzelin bei ihm. Alles eilt dem Siegreichen entgegen, seinen Zorn zu versöhnen, durch Demuth und Gehorsam ihn,

dessen Macht die Lombardei erdrücken wird, vergessen zu machen, daß ein Este jeden des Todes schuldig erklärte, der des Kaisers Namen aussprechen würde. Der Kaiser ist mild, wie stets, hört jede Bitte, jede Beschwerde mit Liebe und Geduld; — nicht persönliche Beleidigung zu rächen, nur die Heiligkeit der Majestät aufrecht und in Furcht zu erhalten, hat er das Schwert entblößt. Je milder er, so wilder Ezzelin. Der Kaiser vergibt, wo er vergeben darf; der Tyrann, noch lange nicht gesättigt von seinem Walten in Padua, höhnt das Unglück. Als Jacob von Ferrara bei dem Kaiser Fürsprache einlegt für die letzten Trümmer der alten Freiheit, ruft Ezzelin: „Auf ihrer Städte letzten Trümmern gib sie! Zuerst ein Lombarde! Hierauf ein Jude! Dann kommt der Teufel! Der Teufel geht beim Juden, der Jude beim Lombarden in die Schule.“

„So fühle des Meisters Ruthe, Teufel!“ schreit Jacob von Ferrara, sein Schwert entblö-

ßend. Ezzelin schlägt es ihm aus der Hand. Jacob zieht rasch den zweischneidigen langen Dolch, ersieht sich eine offene Stelle an Ezzelin's Halsbug, fällt über ihn her, hätte ihn getödtet, wenn der Kaiser nicht dazwischen gesprungen. „Welf!" schreit Ezzelin, seinen Feind mit beiden Armen an den Hüften packend und vom Boden aufhebend; „empfängst Du von lombardischer Erde Deinen Trotz? So erwürg' ich Dich wie Herkules den Antäus in der Luft." Und er hebt ihn hoch empor, vollstreckt fast, was er gedroht. Der Kaiser selbst zückt jetzt sein Schwert gegen Ezzelin: „Bei meinem Zorn, laß ab!" Da läßt der Wilde seine Beute zur Erde sinken, und spricht zu dem Kaiser: „Du weißt ja, unsere Geschicke sind verflochten. Thöricht, wollten wir widerstreben! Dir zu Liebe — leb' er! — Padua ist Dein. Wann gibst Du mir Dein Kind?" Der Kaiser schauderte; doch hatte er ja sein Wort gegeben; er mußte es lösen. O Kaiser-

krone, welche Thränen hängen an Deinem Reif! Ein Sohn verloren; eine Tochter sobald darauf!

Horch! Welch Gewimmer? Der Kaiser schickt Boten aus und blickt den Tyrannen Verona's finster fragend an.

„Meine Nachtigallen!" erwiedert dieser.

„Gnade! Gnade!" ruft der zurückkehrende Bote athemlos.

„Was ist?" — —

„Rebellen!" versetzte Ezzelin kaltblütig; — „es stand ihnen von Anfang her vorgezeichnet. Und doch pochten die Esel so sehr auf ihre Köpfe!" —

Zwölf dumpfe Schläge, rasch hintereinander. — „Zwölf Häupter!" ruft der Bote erbleichend.

„Es sind nur Lombardische!" spricht Ezzelin, „Kaiser, ich bringe Dir's! Selvaggia soll leben!" und leert einen Becher.

Die Furcht vor des Kaisers Glück gibt die-

sem letztern frische Säfte, schnelles Wachsthum, lachende Blüthen. Montechiaro, die gute Veste, fällt; Mantua übergibt sich auf gute Bedingungen, in Ferrara wirkt Saliguerra mächtig dahin, daß des Kaisers Oberhoheit anerkannt wird. Von Ort zu Ort fliegt panischer Schrecken vor dem lebendigen Gesetz und seinen furchtbaren Vollstreckern. Überall die braunen Gesichter der Sarazenen! Aus dem Bette, vom Altare, vom Kusse weg reißen sie, wie böse Geister erscheinend, wer dem Kaiser mit falschem Herzen zunickt.

III.

„Verdammt Mantua! Verdammt Ferrara! Ein Ast nach dem andern verdorrt! Doch hält der Stamm noch: Mailand! Sei er auch hohl, — in diesem will ich nisten, in dieses Nest will ich, der Unglücksrabe, die Kleinodien tragen.“

Kaf war's, der dies sprach. Er irrte, der Gegend unkundig, am späten Abend im Walde. Was lag ihm dran, die Nacht im Freien zuzubringen? Er liebte die Natur mehr als die Menschen; sobald er fern war von dem einzigen Wesen, das er liebte, von Manadora, war ihm, der zu Hause nach weiblicher Art auf weichen Kissen

gebettet lag, keine Beschwerde zu groß, keine für sie! So streifte er, wohl wissend, wie gefährlich seine Wanderung war, auf's Gerathewohl im Dickicht weiter, bis er an einer freien Stelle im Walde plötzlich ein altes Gebäude vor sich liegen sah, dessen Ursprung gewiß noch aus den Heidenzeiten stammte; wohl mochte, als es erbaut wurde, ringsum noch kein Wald, höchstens reizender Garten ringsum gewesen sein; die ganze Anlage der Villa schien auf so etwas hinzuweisen. Kaf ging, ohne sich lange zu besinnen, zwischen den Säulenresten hindurch, welche vormals wohl das Thor gebildet hatten. Durch die zerfallenen Mauern, welche verschiedene Räume abschlossen, sah er ein Licht schimmern. Indem er auf dasselbe zuschritt, mußte er sich durch Trümmerhaufen, durch dichtverwachsenes Gesträuch aller Art Bahn machen. Endlich kam er in einen engen Raum und sah durch eine gewaltsam in denselben gebrochene Öffnung eine Art von Ka-

pelle, in welche er ohne Anstand eintrat. Ein Mann in braunem härenen Gewande lag vor einem aus antiken Architraven zusammengewälzten Altare, auf welchem sich ein aus zwei jungen Birkenstämmen kunstlos errichtetes Kreutz erhob, welches in dem feuchten Grunde Wurzel geschlagen hatte, so daß es mit frischem saftigen Laube grünte, vom Monde beschienen, der durch die eingestürzte Decke hereinschien und zugleich von einer antiken irdenen Grablampe, die auf den Architraven stand, spärlich erleuchtet.

Der Einsiedler bemerkte in seiner Extase den Eintretenden nicht und blieb in seiner Stellung, mit ausgestreckten Armen, das Gesicht zur Erde gekehrt; ein aufgeschlagenes Buch lag neben ihm. Kaf betrachtete ihn, ohne dessen Andacht zu stören. Es kam in diesen Ruinen ein Grauen vor dem Schicksal über ihn, dem keiner entrinnen kann, und, während der Einsiedler betete, fühlte Kaf in seinem Herzen etwas, dem er nicht wei-

ter nachgrübeln wollte, weil er fürchtete, es könne ihn auch geistig entmannen.

Nach langer Zeit erhob sich der Einsiedler, ein alter, von seinem aszetischen Leben abgemergelter Mann, und hieß ihn mit einer Stimme, welche das einzige schien, wodurch er dem Leben noch angehörte, willkommen; dann brachte er in einem antiken Gefäße frisches Quellwasser und einige Wurzeln, und lud seinen Gast ein, zuzugreifen.

„Ich bin nicht verwöhnt," sprach Kaf, und aß und trank, seines Leibes Bedürfniß zu stillen. Als er dies gethan, wobei der Einsiedler ihn mit keinem Worte unterbrochen, fragte er: „Frommer Bruder, Ihr werdet mir auch eine Nachtherberge nicht versagen."

„Ich wollte: daß ich Euch eine bessere bieten könnte;" erwiederte dieser, „doch bin ich darauf nicht eingerichtet. Überzeugt Euch von der mei-

nigen!" Er wies ihm eine Streu aus dürrem Laub.

„Nicht übel!" meinte Kaf.

„Wenn Ihr sie Euch gefallen lassen wollt, so nehmt Platz!" erwiederte der Einsiedler.

Kaf that es und fragte — nachdem er schweigend zugesehen, wie der Einsiedler mit Nesseln sich den entblößten Nacken, die Arme und Beine zerfleischte —: „Was schafft Ihr in Eurer Einsamkeit, Waldbruder?"

„Ich büße!" erwiederte dieser einsylbig.

„Und für wen?"

„Für mich und Alle."

Kaf lachte. „Für Alle? Wissen's Alle? Was haben Andre davon, wenn Du Deine Glieder zerfleischest?"

Der Einsiedler versetzte: „Was hatte Christus davon, daß er für Alle am Kreutze starb? Verzeihe mir, Heiland, daß ich Dich, göttliches Vorbild, anführe, um mein geringes Thun gleich

hinter Deine ewige Liebesthat zu setzen! Ich bin der Welt und ihren Begierden, ihren falschen Freuden, die nichts als Leiden sind, ihren Versuchungen und Thorheiten entflohn, um durch Abtödtung des Fleisches meinem Gotte zu dienen."

„Nun, was hat Dein Gott davon?" fragte der Eunuch. Der Einsiedler verwahrte sich mit dem Zeichen des Kreutzes und erwiederte: „Du sprichst wie ein Heide; oder wärest Du, was noch schlimmer ist, von dem Gifte der Katharer und Albigenser angesteckt? Weißt Du denn nicht, daß unsre Bestimmung, so lange wir auf Erden wandeln, keine andre ist, als: das Irdische zu tödten, als: alles, was unseren Sinnen auf irgend eine Weise schmeichelt, zu entsagen, damit wir uns der Gnade Jesu Christi theilhaftig machen?"

„Nein, das weiß ich nicht!" entgegnete Kaf boshaft.

Mitleidig blickte der Waldbruder ihn an. „O

wie jammert mich Dein!" sprach er dann, „daß Du noch so schwer in den Schlingen dieser thörichten Welt verfangen bist. Was gewährt sie Dir denn? Täuschung! Jede Freude, die Du empfindest, — wie schnell entflieht sie! Selbst, was ihr das Edelste und Reinste nennt: Vaterfreude, durch wie viele Zufälligkeiten wird sie euch verbittert!...."

„Vaterfreude!!" rief der Eunuch, schmerzlich und höhnisch zugleich.

„Gewiß!" fuhr der Einsiedler treuherzig fort, „ein böses Lüftchen — und euer Kind stirbt davon; und, wird es auch groß, welche namenlose Qualen habt ihr gar nach sovielen Sorgen, in welchen ihr es großgezogen. Ach, ich weiß: (denn ich selbst hatte ein Kind, Gott nahm es zu sich) da ist keine Stunde des Tages und keine der Nacht, in welcher wir nicht an das Kleine denken, uns um es kümmern, sogar um seine Träume, — und auf einmal, wenn's end-

lich groß geworden, flieht es von uns, vergißt alle Liebe, die wir als unser ganzes Leben an es gehängt, und schließt sich, sorglos, ob wir jammern oder lachen, an eine neue Liebe, oder läßt sich — vom süßen Tode bethören. Seht! Hier, unter dieser Streu ist ein Grab, meine Tochter schläft darin!" Eine Thräne rann ihm über die Wangen.

„Bist Du so alt und noch so ein Thor?" sprach Kaf.

„Gott gab's! Gott nahm's!" versetzte der Waldbruder. — „Ja, ein Thor! Soll ich mich schämen, daß ich liebte? Ach, es ist vorbei. Über kurz oder lang müssen wir uns dieser Nothwendigkeit fügen, und sie fällt uns nur um so schmerzlicher, je fester wir in den Tagen des Glückes wähnen, sie könne nie, nie eintreffen. Und doch ist es nur Gottes Liebe, die alles, auch das Schwerste, über uns verhängt. Ist es also nicht besser, wenn wir, diese höchste Liebe

recht tiefsinnig erkennend, uns gänzlich alles Irdischen abthun, alles Vergängliche abstreifen und uns ganz in's unvergängliche Göttliche mit rechtem Kindesglauben versenken, als daß wir bis zu unserm letzten Athemzuge uns täuschen lassen? Gott aber täuschet uns gewiß nicht. O das glaub' ich aus voller Seele, und wie glücklich bin ich daran. Was Er uns nimmt, erstattet Er uns zehnfach wieder; Er ist ja ein Vater, und weiß, was Vaterliebe ist!"

„Thorheit!" rief der Eunuch wild.

Der Einsiedler betrachtete seinen Gast mit tiefem Mitleid und sprach: „Du mußt sehr unglücklich sein, wenn dies, was Du sprichst, mehr als blos Leidenschaft ist, und solche Leidenschaft schon ist Sünde. O daß unser Gott der Liebe Dein Herz durchleuchte und erwärme! Daß Du einsehen lerntest, nichts sei süßer als Liebe! Empfandest Du nie die Göttlichkeit der Freiheit? Dann freilich kannst Du nicht begreifen, wie süß

es ist, die ganze Erhabenheit dieser Empfindung aufzuopfern, sich ganz dem Einzigen, das alle Sorgen, alle Zweifel löst: der Liebe hinzugeben! Ist denn nicht Christus aus Liebe gestorben, aus Liebe für Alle? Wärst Du nie im Stande, aus Liebe für ein einzig Wesen nur in den Tod zu gehen?"

„Ja!" erwiederte der Eunuch mit einer Innigkeit, welche dem Waldbruder, der ihn früher wie einen Irrgläubigen angesehen, in Erstaunen setzte; der Eunuch fuhr fort: „Und noch mehr! für ein Wesen, das, — — so zu sagen, halb und halb wenigstens — — meines Geschlechtes, das ich eher wie eine Schwester als wie eine Geliebte, und doch nur wie eine Art von Bruder betrachten darf, das meiner Sinnlichkeit nichts gibt, dem meine Sinnlichkeit wenigstens nichts geben kann, und für das ich doch nicht blos in den Tod ginge, sondern auch Foltern, ja noch mehr: Schmach und Schande ertrüge — er-

trüge? — ertrug! Ich glaube: das kann jenes Ding sein, wofür ich keinen Namen habe, und was ihr — Liebe heißt, — die Liebe zur Tochter, und die Liebe zum Weibe zugleich, die Liebe zum Weibe, geläutert durch die Liebe des Vaters. Sieh, Waldbruder, so was ist allerdings in mir, und ich finde so große Wonne darin, daß ich Dich, der mich gastlich beherbergt, zur Stelle ermorden könnte, wenn sie es nur mit einem Winke ihres Auges wünschte, finde so große Wollust drin, daß ich nicht weiß, ob Gott, wenn man sich wie Du ganz in ihn versenkt, größre gewähren kann."

„Heiland! Du bist kein Christ!"

„Aufrichtig: Nein! — Was liegt daran? Gott kennt jeden von uns und weiß, was er von jedem zu halten hat. Die Raupe verehrt ihn, indem sie das Laub zerfrißt, der Tiger, indem er die Gazelle zerfleischt, der Mensch...."

„Der Mensch, indem er, seine Gottähnlich-

keit tief fühlend, diese durch Streben zu verdienen sucht; und er strebt darnach, indem er sich zuerst von allen Fesseln losmacht, welche ihn an das Irdisch-Vergängliche binden und niederdrücken. Wenn also die Raupe das Laub zerfrißt und der Tiger die Gazelle zerreißt, so zerstöre der menschliche Geist die Übermacht der Materie, welche ihn in immerwährender Feindschaft von allen Seiten her, wie eine Schaar von Gewappneten einen Verfolgten, umdrängt und beängstigt. — —"

„Zerstörung der Materie, — — hm! ich gebe mein Theil dazu," brummte Kaf, „schaffe Tag und Nacht daran, bis zur Ermattung, — wie heute, guter Waldbruder!"

„Den Sieg gibt Christus allein!" fuhr der Einsiedler eifrig und inbrünstig fort; „Christus, der den Tod überwand, schließt die Pforten des Jenseits auf, und wie Christus nach dreien Tagen sich neuen Lebens voll aus dem Grabe erhob,

also entzündet seine Gnade fort und fort in uns die Kraft, uns würdig zu machen, auf daß wir zu neuem geistigen Leben wiedergeboren werden. Ja, das ist die Göttlichkeit des Christenthums, daß es den menschlichen Willen als freies und erhabenes Verdienst erwerben läßt, was der Ewige und Unerforschliche schon von Anfang her beschlossen hat, und daß dieses Ringen des Willens, welches drüben seine Krone findet, auch den Ärmsten schon hier selig macht. „„Wirf alles von Dir,““ sagt der Heiland, „„und nimm mein Kreutz auf Dich.““ O wie sanft ist seine Bürde! O wie hold ist sein Joch! Durch sein geheimnißvolles schmerzenreiches Opfer hat mein Heiland mich erlöset und wird mich einst aufnehmen in den Schooß seiner Heiligkeit! O stütze mich, mein göttlicher Erlöser, daß ich, so lange ich noch auf Erden bin, nie wanke, daß ich mich immer würdiger mache, ewig Dein Angesicht zu schauen.“

Der Einsiedler hatte, schwelgend in seines Glaubens Seligkeit, seinen Gast vergessen; jetzt wendete er sich zu diesem, mit folgenden Worten, die aus innigster Theilnahme entsprangen; denn wer sich selbst in einem Glauben wahrhaft glücklich fühlt, wird stets trachten, auch seinen Nächsten von diesem Glücke zu überzeugen und ihn desselben theilhaftig zu machen. „O könnte ich, werther Gast, jene innere Ruhe, die ich in meiner Einsamkeit durch Christi Gnade empfinde, Eurem Herzen einflößen. Ich war einst mit irdischen Gütern reich gesegnet, doch fand ich darin nicht den tausendsten Theil jenes Glückes, welches ich jetzt empfinde, da ich alle hinweggeworfen....“

Kaf regte sich nicht; der Einsiedler sah ihn genauer an, — sein Gast schlief fest. Seufzend kniete der fromme Waldbruder vor dem grünenden Cruzifixe hin und betete inbrünstig, daß Gott den Irrgläubigen gnädig erleuchten und

nicht in's ewige Verderben taumeln lassen möge. Bis zum Morgen lag er in stillem Gebete vor dem Altare, zuweilen gestört durch einzelne Ausrufe, welche seinem Gaste, der lebhaft träumte, entfuhren; er träumte, was im Wachen das Ziel aller seiner Bestrebungen war, schon erreicht zu sehen: den Kaiser durch die vereinigte Macht der Lombarden und des Papstes gedemüthigt, Manadora als jene gepriesen, welche dies bewirkt, angebetet von Jung und Alt, wie die Freiheit selbst, auf höherem Throne denn jenem des Apostelfürsten. So stolz war Kaf auf diese Zukunft! Und doch war er's allein, der sich des unglaublichen Beginnens vermessen, der mit größter Selbstverläugnung, Selbstaufopferung nur ihr einst, wenn das Glück das Gelingen kröne, Entschluß und That zuschreiben wollte, ihr, welche trotz ihrer Erziehung, trotz ihres heißen Blutes, trotz ihrer Hoffnungen, trotz ihrer Leiden, ja sogar trotz des immerwährenden Anspor-

nens durch Kaf, — doch so ganz Weib war, daß ihr die Liebe selbst unter der Kruste des Hasses noch fortlebte; der Schmerz hatte ihren Eigensinn gebrochen, ihre Launen verwischt, ihren Stolz gebeugt, nur das Dasein der Liebe, an deren Dasein sie selbst doch nicht glaubte, hielt diesen Charakter, der so himmelanstrebend begonnen, der so schwankend und unentschieden geworden war, noch zusammen. Von Kaf's Willensübermacht in den Strudel der Begebenheiten hineingerissen, mußte sie durch Kaf wirken, den Kaiser zu verderben, namenlos elend in ihrem Haß, den sie jeden Morgen mühsam aus Träumen aufbaute, um nur etwas zu haben!

Als Kaf am frühen Morgen erwacht war, fragte er den Waldbruder, ob dieser ihm die Richtung nach Mailand angeben könne. „In Lodi ist großer Festtag," erwiederte der Einsiedler, „und ich versäume es nie, an diesem Tage dem Gottesdienste dort beizuwohnen. Die Wege

scheiden sie nicht weit von der Stadt; wenn Ihr mich also bis zu diesem Punkte begleiten wollet, so kann ich Euch die Richtung nach Mailand ganz unfehlbar weisen."

„Ich bin bereit!" erwiederte Kaf, „laßt uns gehen."

Sie traten ihren Weg an, der Waldbruder barfuß und Psalmen singend, der Eunuch die Hand auf dem Herzen haltend, über welchem er mehre im Kleide eingenähte Briefe trug; sein Gewand war das eines Arztes. Nach einigen Stunden erreichten sie den Kreutzweg; Kaf war des geistlichen Gesanges längst müde und froh, denselben von nun an nicht mehr hören zu müssen. Mit rauhen Worten bedankte und beurlaubte er sich bei dem Waldbruder, und dieser wünschte ihm hinwieder, daß des Himmels Gnade ihn bald erleuchten möge. „Hört, guter Freund!" sprach Kaf, „ich bin längst da ange-

langt, wo Ihr mich hinwünscht. Habt Ihr ein Gelübde die Ehelosigkeit beschworen?" — —

„Meinem Heiland im Stillen, doch nicht in die Hand eines heiligen Priesters!" —

„Nun seht: Ihr schwurt, — ich halt' es!"

„Gott bessre Euch!" erwiederte der Waldbruder dem Spötter sanft, hierauf schlug er den Weg nach Lodi ein. Mächtige Staubwolken wälzten sich ihm entgegen, doch in seine frommen Betrachtungen versunken, achtete er nicht darauf, rüstig voranschreitend, um die Stunde des Gottesdienstes in Lodi nicht zu versäumen. Plötzlich sah er sich von einer Rotte Kriegsvolkes umringt. Er wollte ihnen schnell aus dem Wege gehen. Da schrie einer aus dem Haufen: „Haltet ihn! Er ist's! Ein guter Fang so früh am Tag." Und im Nu war der Waldbruder festgehalten und gebunden.

„Lasset mich los, Ihr lieben Herren!" sprach

er verwundert und demüthig. „Welche Schätze könnt Ihr bei einem armen Einsiedler suchen?“

„Aha! Der Vogel verräth sich! Fragte Dich denn wer um Schätze, Verräther?“ rief der Soldat.

„Nun, da Ihr keine Schätze suchet, so bitt' ich Euch, lasset mich los, damit ich Lodi noch zu rechter Zeit erreiche!“

„Nach Lodi ist's zu spät, für Dich aber bei uns gewiß zu früh. Wo hast Du Dein Pferd? Wo Deine Briefe? Fort mit Dir!“

„Wohin, liebe Herrn?“

„Wo Du so wenig sein möchtest, als am Galgen!“

Sie schleppten den Einsiedler unter rohen Späßen und Mißhandlungen, welche er mit christlicher Demuth ohne Murren ertrug, vor Ezzelin und stellten ihn dem Tyrannen als jenen Unterhändler vor, welcher seit kurzer Zeit bald

in dieser bald in jener Gestalt in den meisten lombardischen Städten, welche dem Kaiser feindselig gegenüberstanden, gesehen worden war. Nach der Eroberung oder Übergabe von einigen kam die Kunde von diesem geheimnißvollen Boten, demselben, welcher am Stadtthore Paduas an Ezzelin vorbeigehuscht, welcher bald Geld, bald Briefe, beide zur Unterstützung des Widerstandes gegen den Kaiser brachte, Briefe des gefangenen Königs Heinrich sogar, welcher seine alten Bundesgenossen, die Lombarden, aufforderte, ihn aus schmählicher Haft zu befreien, und ihnen, wenn sie ihm, wie sie einst versprochen, die Krone erobern helfen würden, größere Freiheiten verhieß, als sie besessen; es hieß in diesen Briefen auch noch von zwiefacher andrer Bundesgenossenschaft, welche allorten bereits für sie wirke, und, wenn sie einen entscheidenden Schlag thäten, aus bisheriger Verborgenheit hervortreten würde. Auf Einbringung des gefährlichen Unterhändlers hatte

der Kaiser einen hohen Preis gesetzt. Schon öfters war man ihm auf der Spur, doch stets entwischte er wieder, als beschützten ihn böse Geister.

„Du bist gewiß ein Bettelmönch!" rief Ezzelin den Gefangenen an, welcher für jenen geheimnißvollen Boten gehalten wurde, „diese heuchlerische Demuth in Deinem Gesicht, nichts als versteckter Trotz — sagt's!" —

„Ich diene meinem Gott als Klausner, edler Herr!" versetzte der Einsiedler bescheiden.

„Entkleidet ihn!" gebot der Tyrann kurzab.

Im Nu war es geschehen. Die Soldaten suchten in dem härenen Gewande nach Briefen, und fluchten, als sie keine fanden.

„Wofür haltet Ihr mich denn?" fragte der Einsiedler, indem er sich, seiner Blöße sich schämend, zu Boden warf.

„Für einen Schuft!" war Ezzelin's Antwort.

„Der Heiland wird meine Unschuld an den

Tag kommen lassen! Um seinetwillen erduld' ich freudig jedes Leid und jede Pein!"

„Ehre sei Gott!" sprach Ezzelin, „doch Deine Maske von Thorheit täuscht mich nicht. Du hast die Gefahr gewittert, die Briefe vernichtet, — — halt! — Du verschlangst sie in der Noth, frommer Mann, wie Sanct Johannes das Buch. Wetzt die Dolche! Sucht damit in ihm. Seine Unschuld soll, so will er's ja selbst, an den Tag kommen."

„Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist," betete der Einsiedler, ergeben in den göttlichen Willen. Die Trabanten des Tyrannen schickten sich an, dessen Gebot zu erfüllen. Die unerwartete Dazwischenkunft des Kaisers, der von der Einbringung des Unterhändlers gehört hatte, rettete dem Einsiedler das Leben. Der Kaiser erkannte gar bald, daß des Einsiedlers Religiosität keine Heuchelei und daß der alte Mann unfähig sei, das gefährliche Handwerk

zu treiben. „Laß diesen Mann frei, Ezzelin!" gebot er; „es ist nicht der, den wir suchen." Dann nahm er den Tyrannen bei Seite und flüsterte ihm in's Ohr: „Auf bloßen Verdacht hin kannst Du kaltblütig einen Menschen foltern, tödten wollen — — und ich soll Dir mein Kind zur Gattin geben? —" „Du versprachst es!" trotzte der Tyrann. „Ich werd' es halten, wie Jeptha sein Gelübde hielt," sprach der Kaiser schmerzerfüllt; dann laut: „Steh' auf, Einsiedler, bedecke Deine Blöße, Du bist frei!"

„Christus, bei welchem alles Erbarmen und alle Gnade ist, segne Euch!" erwiederte der Waldbruder; — „erlaubt Ihr, daß ich meinen Weg weiter fortsetze?"

„Du darfst es ungehindert!" beschied ihn der Kaiser. Ezzelin aber war mißmuthig, hielt ihn am Ärmel fest und sprach: „Vielleicht sah er, wenn er nun schon einmal selbst der Rechte nicht ist, den Rechten. Bei meinem Schwert: sprich

die Wahrheit! Sahst Du nicht etwa einen Gesellen — wie soll ich ihn beschreiben? — den Teufel in eines Pfaffen Leib, einen Kerl, der zwölf Gesichter in Bereitschaft hat und nach Belieben das eine oder das andere aufspannt, dessen Taschen voll königlicher Briefe und päpstlicher Sündenvergünstigungen stecken, ein lebendiges Schreiben, eine wandernde Schatzkammer?"

Verwundert schüttelte der Einsiedler den Kopf und erwiederte: „Seit lange schon sehe ich nur einmal im Jahre, am heutigen Festtage, die Menschen wieder. In meine Siedelei verirrt sich selten ein Wanderer, wie gestern der Mann, dem ich heute den Weg nach Mailand wies."

„Nach Mailand?" forschte Ezzelin.

„Jawohl, doch mein Gast — hatte er auch keine christlichen Gedanken, — schien mir kein solches Wesen, wie Ihr eines beschriebet, sondern ein ehrsamer Arzt oder Apotheker, wenn sein langes faltiges Gewand mich nicht täuschte."

„Nach Mailand?“ fragte Ezzelin wieder; dann zum Kaiser gewandt, rief er: „Nach Mailand! Der Waldbruder geht mit. Laß uns nicht länger mehr zögern!“

Das Heer setzte seinen Weg nach Mailand fort.

IV.

„Der Kaiser! der Kaiser!" Dies Gerücht fliegt durch Mailand; wo es trifft, rotten sich Männer und Frauen, Junge und Alte, Hohe und Niedre auf den Plätzen, in den Straßen zusammen; die Überraschung, daß etwas nun wirklich sei, was keiner für möglich gehalten, reißt jedem Charakter die Hülle ab, zeigt jeden in seiner wahrhaften Gestalt, zeigt Muth bei Stillen, Verzweiflung bei Wortheldern.

„Ihm entgegen!" ruft ein Alter, wild ausblickend.

„Womit? mit dem Schwert oder mit der Palme?“ — ein anderer, höhnisch.

„Auf den Knieen! Eh' er uns züchtigt, wie der Rothbart!“ räth ein anderer Bürger.

„An den Galgen mit Dir, Memme, und mit jedem, der von Übergabe spricht,“ schreit ein Weib.

„In Stücke mit dem Feigling!“ die Weiber im Chor.

„Schützt ihn! Ein Freund des Vaterlandes! Sein Rath ist klug.“

„In die Hölle mit ihm und seinem Rath und seines Gleichen!“

„Halt! Bürger, Freunde! He! ist das nicht Nicolo, der Metzger? Sein Fleisch stank erst gestern! Sein eigen Fleisch jetzt für uns arme Leute! Oh für die edlen Herrn ist er immer frisch und gesund in Bereitschaft. Was? glaubt Ihr dem Nicolo? Deine Seele fahr' in die Kno-

chen, die Du uns Armen statt Fleisch in die Wage wirfst!"

„Zerhackt ihm die Knochen!"

„Recht so! Ich weiß, woher Du das Fleisch holst. O Du Memme, Du siebenfache Memme, schlimmer als Dein Thier, todt, bevor geschlachtet! Werft ihn auf den Rücken! Hand an ihn! — Ein Freund des Vaterlandes Du? — Made Mailands! — Nichts vom Kaiser, nichts von Übergabe!"

„Trau' ihm nicht! Sein Gewicht ist falsch! Du kennst sein Brot, Mailand!"

„Laß ihn kommen, den Kaiser! Von den Wällen herab werft ihm Nicolo's Hämmel entgegen, und Nicolo selbst. So wahr ich lebendig bin, zehn Kaiser zerstoßen sich an Mailand Krone und Köpfe."

„Still! ihr edlen und weisen Bürger!" ruft ein Patrizier, der des Weges kommt. „Ein falsches Gerücht hat Euch getäuscht. Noch ist der Kaiser der Stadt nicht so nahe. Noch wagt er

es nicht, ihr zu nahen. Und wenn auch! Gott und San Ambrogio! Hört diesen ebenso braven als muthigen. Wie? Mailand, dieser Fels der Freiheit, diese Burg des Ruhmes, sollte fallen. Seid Ihr denn nicht Mailands Bürger? Weßhalb sich ergeben, da noch kein Feind in der Nähe? und wäre er in der Nähe, ebenso nah' ist uns die unsichtbare Freundin: die Kirche! die uns aufrecht erhalten wird!"

Diese letzte Hinweisung verdirbt fast den günstigen Eindruck, welchen die ersteren Worte hervorgebracht. „Die Kirche?" rufen die Unzufriedensten. „Was that sie bis jetzt für uns? Kennt der heilige Vater unsere dringendsten Bitten nicht? Warum gibt er uns, seinen treuesten Söhnen, statt Hülfe stets nur Versprechungen?"

„Weiß er nicht, daß wir von allen unsern Landsleuten feig und unnatürlich verlassen, — dem Kaiser und dem Tyrannen Ezzelin, den deutschen und den heidnischen Bestien preisgegeben sind?"

„So hört doch nur, werthe Freunde....“ wollte der Patrizier fortfahren.

„Nichts da! der heilige Vater spielt falsch. Wo sind seine Gesandten?“....

„Beim Kaiser!“ ruft ein Katharer.

„Sich vom Kaiser bestechen zu lassen?“

„Erstächen sie ihn!“

„Nur Geduld, edle Bürger und Freunde! — —“ Immer mehre von den großen Geschlechtern sammelten sich nun bewaffnet um den Volkshaufen, die Leidenschaften des Volkes zu beschwichtigen, und doch selbst voll Unruhe, Angst und widerstrebender Ansichten und Beschlüsse.

„Was Geduld! Was noch länger? — Geschlechter, ihr sprecht, wir Bürger, wir dulden!“

„Fort mit den Waffen!“

„Fort mit dem Adel!“

„Zu den Waffen!“

„Hinaus vor die Thore!“

„Zur Schlacht! zur Schlacht! Tod dem Kaiser.“

„Es lebe Mailand!"

„Es lebe die Freiheit!"

Die Besonnensten aus dem Adel, welche Mailands Gefahr einsehen, und vor den Augen haben, daß Widerstand den übermächtigen Kaiser zum Äußersten reizen muß, versuchen alles Mögliche, um die kampflustigen Haufen zur Ruhe zu bringen. „Nichts davon!" schreit das Volk als Antwort. „„Legnano und unsere Väter!"" sei unser Feldgeschrei!"

Ein alter Mann, dessen Ansehn sonst groß, tritt unter sie, drängt die ärgsten Schreier zurück und ruft: „Zehrt Ihr so von der Vergangenheit? Schmach, daß ihr stets Legnano schreit, und bisher selbst Euer Mailand nicht zu Legnano gemacht. Doch, da Ihr mit Eurem Muth bis heute gewartet, so wartet noch länger, und denkt, daß auch ein Friedrich es war, der dieß Mailand — zerstörte!"

„Er hat Recht! Wir ließen unsere Kraft herabkommen und schwinden.“

„Unsere Bundesgenossen — treulos; wir — allein!“

„Ihr lügt, Mailänder!“ rief plötzlich eine gewaltige Stimme. — Entrüstet sahen alle nach dem Sprecher, den niemand kannte. — Kaf war's. Vor dem Zucken seiner schwarzen Wimpern erstarb manchem der Schimpf auf den Lippen. „Ja, Ihr lügt! Eure Bundesgenossen sind treu, und Ihr seid — ehrlos, wenn ihr dem Kampfe jetzt ausweicht.“

„Nieder mit ihm!“

„Ehrlos! hörst Du's? das gilt Dir!“

„Und Dir!“

„Uns allen!“

„Still! Seht! Er zieht einen Dolch hervor!“

„Ein Verräther! Übt Mailands Gericht über ihn!“

„Halt! — Stoßt mir die Brust nicht entzwei, Nachbar!"

„Zum Henker mit Euren Beinen!"

„Was thut der Fremde? Könnt Ihr's sehn?"

„Er hat sich mit dem Dolche das Kleid entzwei geschnitten. Jetzt zieht er Briefe heraus. Ah welche Siegel! Neigt Euch! Von König Heinrich. Von seiner Heiligkeit!"

„Ah! ein stattlicher Mann!" erhob ein Wursthändler, staunend, aus dem Volke seine Stimme.

„Ein Ehrenmann! Horcht auf!" riefen mehre Krämer.

„Er wirft Geld aus mit vollen Händen."

„Ihr Männer von Mailand!" begann der kluge Kaf auf's neue, „seht diese Münzen! Merkt wohl auf das Gepräge! Es ist das Bildniß des heiligen Vaters! Ein Wagen voll dieser Bildnisse steht für Euch bereit!"

„Es lebe der Papst! Es lebe der Papst!" schrie jetzt Alles durcheinander. Zu dem Wagen!

Führe uns hin, Ehrenmann!" Sie umdrängten ihn ungestüm wie einen heiligen Prediger.

„Gemach!" fuhr Kaf fort, „der Frachtwagen steht nicht weit von Pavia."

„Wie? Ist dies nicht vielleicht Verrätherei, uns hinaus zu locken?" fragt vorsorglich jener alte Patricier seinen Nachbar.

Kaf hat die Worte gehört, nähert sich beiden und weist ihnen die Briefe des gefangenen Königs und des Kardinals Sinibald. Dann, wieder zum Volk gewandt: „binnen wenigen Stunden ist der Kaiser vor Euren Mauern, Bürger von Mailand! Der Staub seines Heeres, der hinter mir aufwirbelte, wies mir, so oft ich zurückschaute, den Weg hieher. Drum laßt Euch nicht überraschen; nein, Ihr selbst überraschet ihn! Die Waffen heraus! In Schlachtreih gestellt! Aus Bologna, aus Novara, aus Vercelli und Alessandria nahen Euch Hülfstruppen; schon stehn sie am Oglio verschanzt. Greise und Kin-

der hier zurückgelassen! — Die Rüstigsten fort, an den Oglio! Seid einig! Haltet Ihr jetzt treu zusammen, so fällt er, lebendig oder todt, er oder sein Ruhm, in Eure Gewalt!" — — —

„Wer bist Du, der Du Mailands Geschick auf der Hand trägst?" fragt mißtrauisch der alte Patricier.... Ein Eilbote vom Thore herkommend, unterbricht ihn mit dem Ruf: Waffen heraus, o Volk! Staubwolken! des Kaisers Heer!"

„Mach' es zu Staub, Mailand!" predigt der wilde Kaf; — schon ist er in dem allgemeinen Getümmel den Blicken der Menge entschwunden; er kennt das wetterwendische Wesen des Volkes und sucht das Sichere. Rasch ordnen sich nun die Bürger in Rotten; der heilige Fahnenwagen wird wie zum Triumphzuge gebracht; Boten fliegen nach allen Bundesstädten, Mailands Entschluß zu verkünden, den Wahlplatz zu nennen, zum brüderlichen Kampf auf Leben und

Tod zu entflammen. Todesverachtung, Freiheitshochgefühl in jeder Brust!

Die Parthei der Besonnenen und zur Versöhnung Geneigten hinderte Niemand bei diesen kriegerischen Anstalten; doch als diese getroffen waren, rieth Lancerotto Bonaguisi, nicht eher den Angriff zu unternehmen, als bis die Boten zurück wären und von der Vereinigung der Bundesgenossen sichere Nachricht brächten, wenigstens, bis dahin lieber innerhalb der Mauern einen Angriff des Kaisers abzuwarten, als die Kraft auf offenem Felde zu zersplittern. Dieser Rath fand Beifall. Das Ansehen des Unbekannten, der eben noch wie ein Heiland und Retter begrüßt worden, war durch dessen plötzliches räthselhaftes Verschwinden wieder gesunken.

Der Kaiser hält nicht fern von den Thoren Mailands. „Schnell bist du wieder gewachsen, steinerner Wald!" — sprach er, die Stadt sich beschauend, dann zu seinen Truppen: „Schlagt Lager!"

„Herr! Päpstliche Gesandte kamen an!" berichtet der treue Heinrich, als der Kaiser sich eben seiner Waffen entledigt; da, als er die Nachricht hört, faßt er lächelnd wieder nach dem Schwert.

„Hast Du's gehört, o Kaiser? Friedensgesandte Roms!" ruft Ezzelin ihm von ferne zu, der heranstürmend einen gebundenen Mailänder nach sich schleift. „Und drinnen in Mailand regnet es römisches Gold! Leere deine Taschen, mein Freund!" Ezzelin reißt dem Gefangenen das Gold aus der Tasche und hält das päpstliche Gepräge dem Kaiser hin; — „sieh die Schlüssel Roms!"

„Gebt ihm dreimal so viel Augustalen, als er

Papalen in seinem Hute auffing, und führt ihn dann vor Mailands Thor!" — gebot der Kaiser heiter. Kriegsknechte brachten den Gefangenen fort. „Willst Du jetzt noch immer Frieden schließen?" fährt Ezzelin auf.

„Ezzelin!" droht der Kaiser, „fragt' ich um Deinen Rath? Sieh das Schwert in meiner Hand; nicht zum Kampf, — zum Gericht halte ich's und löse das Band von der Scheide! — — Sieh da, Petrus! Was bringst Du?" sprach er dann dem kommenden Peter von Vinea entgegen.

„Die Gesandten des heiligen Vaters!" erwiederte der Großrichter, „sie bitten um Gehör."

„Was wünscht Gregor?" fragte der Kaiser rasch.

„Billigen Frieden zwischen Dir und den Lombarden zu vermitteln!" berichtete Peter von Vinea.

Da erhob sich der Kaiser zürnend und gab die Antwort: „Ein Verräther an des römischen Kaisers Majestät, wer es wagt, mir die Gesandten vor's Antlitz zu bringen!"

„Mein kaiserlicher Herr!“ flehte Vinea. „O bedenke, in Deiner Milde und Gnade....“

„Gnade! Du sprachst es aus! Gnade übt' ich bis jetzt. Trotz und Hinterlist ward mir dafür. Du selbst, der Du die Briefe schriebst und empfingst, sagtest mir kürzlich, wir treiben zwischen der Falschheit der Kardinäle und der der Lombarden, wie zwischen Scylla und Charybdis!“

„Doch wenn die Noth sie endlich aufrichtig macht,“ fuhr Petrus unerschrocken fort, — „wenn Du unblutig Deiner Majestät Anerkennung gewinnst.... O treibe sie nicht zur Verzweiflung!“

„Bin ich denn ein Tyrann!“ rief Friedrich heftig. „Gott der Allwissende sieht in mein Herz; er weiß es, die Welt weiß es, daß ich bis heute diesen Rebellen mehr Mitleid und Geduld bewies, als sie fähig waren, zu ertragen. Doch Kaiser bin ich und werde nicht länger warten.“ Und leiser fügte er voll Schmerzes dazu: „Sie ver-

führten mir den Sohn!" — Er wendete sich, eine Thräne zu bergen. Dann sprach er laut, daß die Gesandten es hören konnten: „Der Himmel selber spricht, auf wessen Seite das Recht ist; von Karl dem Großen bis heute war nie die Macht des höchsten irdischen Herrschers so gewaltig wie jetzt die meinige; meine Waffen sind gesegnet, Unrecht und Frevel, wenn sie kaum ihre Häupter emporgestreckt, auszurotten; und vom Strande der Nordsee bis an die kahlen Ufer des todten Meeres, von Frankreich bis Ungarland, von Dänemark bis zum Cap Passaro ist der Name des Kaisers zum erstenmal des Gesetzes sicherster Schutz, gilt die Majestät mehr als Heere. Werd' ich selbst sie erschüttern? Welch' ein Lärmen im Lager?"

Ezzelin und Heinrich eilten fort und kamen bald wieder, mit der Nachricht: „Ein mailändisch Heer sei mit dem Fahnenwagen aus der Stadt zu den Bundesgenossen gezogen."

„Gericht über Mailand!“ rief der Kaiser. „Zuerst gegen ihr Heer! Zuerst den Kern will ich zersprengen. Auf! In Schlachtordnung! Auf! An den Oglio!“

„Die Gesandten Sr. Heiligkeit?“ fragte Petrus von Vinea, „auch der Kardinal Sinibald, Euer Freund, ist darunter!“

„Nach der Schlacht mögen sie kommen!“ erwiedert der Kaiser. „Laß sie dem Papste erzählen, was sie sahen; die Mailänder ausziehend, statt mit Stricken um den Hals, vor meinen Richterstuhl, — aufrecht in Waffen, mit ihrem stolzen Fahnenwagen, mir die Schlacht anbietend! Dies ihr Carroccio gelob' ich dem Capitol oder mein Leben, wie es jetzt im Mittagsglanze glüht, des Todes ewiger Nacht! Wo ist Enzio?“

„Hier, Vater!“ sprach dieser, indem er voll Kampfeslust auf den Vater blickte.

„Hab' Acht auf das goldene Kreuz, das des

Carroccios Spitze krönt. Dein Stern sei's in des Kampfes Nacht! — Sarazenen!"

„Hier, Kaiser!" erwiederte ihr Anführer. Die Bergamasken halten Euch für Teufel! Nun, wackre Teufel, auf windschnellen Rossen steht vor ihnen, als kämt Ihr frisch aus der Hölle; und flattern sie auseinander, dann, Glutäugige, lacht ihnen in den Rücken und helft meinem Sohne das Carroccio ummauern, immer enger baut mit den Leibern der heiligen Schaar. Einen zweiten Enzio findest Du davor, in der Feinde Reihen; das ist ihr Feuerwerfer; den hab' im Auge! Hervor, mein wackrer Pathe! Rudolph von Habsburg! Der Träumer Scotus, der sich vor Dir fast so tief wie vor mir selber neigt, hat Dir jüngst die höchsten irdischen Würden geweissagt. Fange an, Dir Deine Zukunft zu verdienen. Du aber, Sohn des Mönchs, wirst Deine Partner am besten selbst suchen und

finden! Stimmt an Sant' Ambrogio's Hymne als Schlachtgesang!"

Unter Regenströmen setzt sich das Heer freudig und siegesmuthig in Marschordnung, und sucht die vereinigten Schaaren Mailands, Bolognas, Vercellis, Alessandrias, Novaras und der übrigen Bundesstädte in ihrem verschanzten Lager am Oglio auf. Montechiaro, von Brescianern vertheidigt, ergibt sich ihm nach tapfrem Widerstand. Friedrich zieht nun um Brescia herum und kommt bis Pontevico am Oglio; da gewahrt er am andern Ufer das feindliche Lager. Bald überzeugt er sich, daß die Stellung der Feinde zwischen Sümpfen und Canälen unangreifbar ist und beschließt, sie im Rücken zu überfallen. Auch dies ist unmöglich, so sehr auch der ungeduldige Ezzelin dazu räth. Indessen haben die Mailänder ihren Vortheil gewandt benutzt und ihre Stellung so ausgedehnt, daß der Kaiser auch von einem Überfalle Mailands abgehal-

ten ist. Alle Verbündeten triumphiren über die mißliche Lage Friedrich's, und jede Schlacht vermeidend, schicken sie sich, trotz der schlimmen Jahreszeit, an, ihre günstige Stellung so lange als möglich zu behaupten.

So standen die beiden feindlichen Heere schon im dritten Monate an den Ufern des Oglio sich gegenüber, ohne einander anzugreifen. Endlich schien der Kaiser sich zu überzeugen, daß er gegen die glückliche Stellung nichts auszurichten vermöge. — Schon weichen die Massen seiner Heeresmacht aus ihren Fugen. Schon wissen die Lombarden, daß einzelne Truppen nach Cremona in die Winterquartiere abgegangen, andere nach Hause gekehrt sind. Jubel im ganzen Lombardischen Lager, wie Amphibien schießen sie aus ihren überschwemmten Zelten und Hütten hervor, sich behaglich zu sonnen. Jede Ordnung ist gelöst, und jeder dünkt sich, ohne Blut vergossen zu haben, ein Held, denn Klugheit, Eintracht

und Willenskraft haben des Kaisers Drohungen aufs neue dem Spotte preisgegeben.

Ein trüber Novembermorgen graut. Die Mailänder brechen unfern Cortenuova ihr Lager ab und treten in Unordnung den Rückzug an. Ihrem Beispiel folgen allgemach die übrigen Städte, wie harmlose Wanderer nach allen Seiten sich zerstreuend, den nächsten Weg nach Hause einzuschlagen. Die Bergamasken schleppen sich am meisten von allen; sehen aus wie Köche; so viele Kessel, als Eisenhüte, so viele Bratspieße als Wurfspeere, so viel Blechschüsseln als Schilde. Einer behängt den andern; die Bolognesen, die Mailänder lachen diese guten, behäbigen Kriegsleute aus. Der Bergamaske begnügt sich, durch einen breiten ungeschlachten Witz sich auszugleichen. — Der Kaiser sah freudig den raschen Erfolg seiner Kriegslist, stellte sich rasch an die Spitze seiner Deutschen und überschritt jetzt den Oglio. —

Dort zieht ein Rudel Verbündeter, buntgemengt, — ein langer gelber Venezianer, ein feiner glatter Bolognese, die übrigen rothwangigen, breitschultrigen Gesellen, an den Töpfen kennbar, — Bergamasken; einer davon verhüllt sich die Wange und hält geduldig den Spott der Andern aus; nur zuweilen poltert er mit den Worten heraus: „Ihr Venezianer könnt lachen! Ein Frosch bleibt Tagelang im Morast, ohne den Schnupfen zu bekommen. Aber unser eins!"

„Ihr schwimmt wie die Säcke!"

„Schlimm Wetter! die Frösche quaken!"

„Verdammter Bergamask!"

„Schimpft oder nicht! Schlimm Wetter! Wer nimmt mir den Kessel vom Rücken?"

Ein Landsmann von ihm befreite ihn davon; in demselben Augenblicke fuhr ein Pfeil aus dem Gehölze, welches sie eben betreten wollten und traf den Mann, der den Schnupfen hatte, in den Rücken; er vergaß sein Zahnweh, fuhr mit

der Hand zurück und sank nieder. Alle seine Landsleute stülpten schnell die Kessel auf die Köpfe und schritten behutsam auf die sumpfige Ebene zurück.

Jetzt schallt mit einemmal furchtbar Schlachtgeheul der Deutschen und Sarazenen aus allen Schluchten und Pässen. Die Arabischen Renner fliegen gegen die Bergamasken, und als diese sich zerstreuen, hinter sie, und jagen sie dem Kerne des anrückenden Heeres entgegen. Plötzlich ist Ezzelin, hoch zu Roß, mitten unter ihnen, schwingt, den Zügel am Panzer festgeschnallt, mit beiden Händen sein breites Schlachtschwert über ihren Schädeln, und ruft ihnen zu: „Tretet über zu uns, oder keiner von Euch findet seine Bergweide wieder!" Die Bergamasken besinnen sich nicht lang und wenden sich in die Reihen des kaiserlichen Heeres gegen ihre Bundesgenossen. „Ihr seid ja Scharfschützen! In den Hinterhalt mit Euch!" ruft Ezzelin.

„Für jedes Aug', das Ihr in's Schwarze trefft, einen goldnen Florentin! Zielt in Gottes Namen und schießt in des Teufels Namen!"

Er läßt sie zurück und sprengt zu dem Kaiser und zu Enzio, um welche beide sich die Tapfersten und Edelsten des Heeres zur lebendigen Mauer verdichten, und dieser ungeheure eiserne Keil treibt langsam und sicher in die Phalanx der Feinde, die bei Cortenuova Wurzel schlagen. Begeisterung, Verzweiflung machen die Phalanx undurchdringlich. Wie Vögel an schneeweißschimmernden Wänden prallen die Sarazenen von ihnen ab, jagen pfeilschnell zum Kaiser zurück, decken dem Keile sausend die Flanken. Die Phalanx weicht langsam zurück, schneller rollt die Heersäule des Kaisers heran. Ein furchtbarer Stoß; jetzt schüttern die feindlichen Reihen aneinander, wie Ähren im Lufthauch, sie wanken, stehn gleich wieder aufrecht. Der Keil weicht zurück, ein tausendgliedriger Mauerbre-

cher, zum neuen Stoße auszuholen; über die Ersten hinüber saust es aus der Mitte des Keils, wie vom surrenden Bienenschwarm der Pfeile. Die Luft ist verfinstert. Manch ein Lombarde im ersten Gliede der Phalanx trägt den eisernen Stachel im Nacken, doch wanken sie nicht und blicken todesmuthig, Hüfte an Hüfte gedrängt, jeder das Schwert mit beiden Händen vor die Brust gestämmt, auf den Feind, um diesen anrennen zu lassen. Immer näher schwärmen die Arabischen Rosse, ihr weißer Schaum spritzt auf diesen und jenen Lombardischen Harnisch, doch trotzig im Bewußtsein der Einigkeit halten sie Stand und sehen zu, wie der Feind, ein Leu mit gehobenen Mähnen, zu neuem Sprung sich zurückzieht.

„Wie Römer einst ihre Legionsadler, so werf' ich mein Leben in die Wogen des Feindes!“ ruft der Kaiser; „Ehr' und Leben sind Eins! Wohlan! Wer schwimmt?“ Er spornt sein Roß, Enzio ihm nach, der Goldgelockte, anzusehn wie

ein junger Leu, zugleich Ezzelin auf schnaubendem Streithengst und Thaddäus von Suessa, die Besten und Treuesten, all' um den Herrn; durch alle drängt Heinrich sich, zwischen Friedrich und Ezzelin, drängt sich dem Kaiser voran, schlägt Speere und Schwerter vor ihm zurück, wie der Führer vor dem Wanderer im Wald die wirren Zweige.

Nicht dieser Angriff erschüttert die Lombarden, doch im selben Moment zuckt ihre ganze Phalanx zusammen, klafft im Rücken auseinander. Wie ein edles Wild, das sich vorn gegen die Jäger wehrt, hinten getroffen, im Todesschmerz aufzuckt, vornüber in die Eisen stürzt, — so jetzt die Lombarden; Verrätherei wühlt von hinten her in ihre Reihen ein; da weichen unwillkührlich auch die Vordersten. Das Bett für den Blutstrom ist gebrochen, von beiden Seiten jagen die Sarazenen jetzt herbei und treiben die Eingeschlossenen in den Tod. Verwirrung, Ent-

setzen in der Phalanx, die immer enger zusammengedrückt wird. Am engsten hält in der Mitte die heilige Schaar, die der Feuerwerfer anführt, des Carroccios todesergebene Wacht, die Gaiardi. Das goldene Kreutz auf des Fahnenwagens Mastspitze lockt manches feindliche Auge. „Seht Ihr's?" ruft Enzio den Seinen zu, und sprengt eine neue Gasse. „Das Carroccio in Gefahr!" schreit Pagani della Torre. Da wächst die Kraft mit dem Muth, der Muth durch Verzweiflung. Das Heiligthum der Nationalehre gilt's, das Kostbarste, was Mailand besitzt. Der Erzbischof von Mailand ruft vom hohen Rosse herab, sein Schwert an der Spitze fassend, und das Kreutz des Griffes emporhaltend: „Verflucht in der Hölle Grund, wer das Carroccio verläßt!" Und schnell wird das Kreutz ihm wieder zur Wehre; da ersticht Ezzelin ihm das Roß unter'm Leibe, der Erzbischof sinkt, arbeitet sich hervor, ficht verzweiflungsvoll immer in der Richtung nach

dem Carroccio zu, Blut spült von Stirn und Händen ihm den Schweiß. Die Reihen lichten sich um ihn, er athmet wieder freier, erhebt sich von den Knieen, auf denen er gekämpft, ruft die Landsleute hieher. Doch schon hat Pietro Tiepolo die Gefahr gesehen, schaart die Tüchtigsten um sich, und stürmt, den Erzbischof nicht gewahrend, den Deutschen entgegen; unter der Rosse Hufen verröchelt der tapfere Prälat.

Der Kaiser, Enzio und Ezzelin erneuern nun den Angriff auf das Carroccio, das die Gaiardi vertheidigen, noch kampfesmuthig und unbesiegt, ob auch schon Mancher sank. Bis auf dieses eherne Geviert, aus dessen Mitte der Feuerschleudrer wie ein Tempelwächter schaut und befiehlt, ist auf dem ganzen Schlachtfeld keine einzige Colonne mehr zu schauen, fast dreißigtausend Menschen kämpfen Mann gegen Mann; nicht mehr Krieg, Raserei und Mord wühlen auf dem Plan, jeder sieht im Nächsten

besten, der ihm in den Wurf kommt, den Todfeind, ringt ihn nieder, oder wird selbst erdrosselt, erdolcht, in Stücke gehauen. Keiner vergönnt sich Rast, zu verschnaufen; wie zum Hungertode Verurtheilte, wenn sie plötzlich begnadigt, mit thierischer Freßgier über rohes Fleisch herfallen und nicht ablassen, bis sie den letzten Bissen verschlangen, so Lombarden und Kaiserliche auf dem Wahlplatz bei Cortenuova. Indeß sind der Kaiser und seine Mitkämpfer von den Gaiardis getrennt worden, und diesen beut sich wieder freier Raum. Rasch benutzen ihn die Gaiardi und jagen im vollen Galopp mit dem Carroccio einem festen Schloß zu. Der Kaiser mit Deutschen und Sarazenen ihnen nach. Doch der Vorsprung entscheidet. Die Gaiardi gewinnen mit dem Carroccio das Schloß, halten unter dessen Mauern an, verschanzen sich in der Eile und rufen die lombardische Besatzung zu Hülfe. So erwarteten sie den Angriff des Kaisers.

Inzwischen neigte der Tag sich. Den Kaiser aber erbarmte, wie er über das Schlachtfeld dahinritt, der Verwundeten, die in ihren Nöthen vor den Hufen seines Rosses lagen; er ließ sie aufheben und zur Pflege in's Sichre bringen. Darüber verrann ihm die Zeit, und erst gegen Abend erreichte er das Schloß. Rasch befahl er den Sturm, doch todesfreudig warfen die Gaiardi den Angriff zurück. Immer dichter wird die Dämmerung, endlich wirft die Nacht auf die Lebendigen wie auf die Todten zugleich ein einzig Bahrtuch. Da ruht das Gemetzel. Der Himmel strömt Regen nieder, das Blut in hundert Bächen hinwegzuschwemmen. Kein Feuer kann entzündet werden; bis an die Hüften im Wasser steht mancher Kriegsmann, nicht wissend, ob die Hand, die er im Dunkeln faßt, eines Schläfers oder eines Todten, eines Freundes oder Feindes ist. Die Gaiardi benutzen indessen das Dunkel, verlassen mit der Besatzung des

Schlosses ihren Zufluchtsort und ziehen mit dem Carroccio weiter.

Zwischen alten Weiden hält die heilige Schaar Rath. Sie sprechen leise, die einen aus Furcht, ob nicht ein Feind daneben, der ihren Plan höre, die andern vor Wunden.

„Die Übermacht siegt, drum ist Flucht keine Schande! Retten wir das Pfand der Ehre, den Talisman des Vertrauens, vor Erbeutung!" Also beschließt der Feuerwerfer und die andern stimmen ihm bei. „Wir spannen uns vor, unsere Nerven die Stränge!"

Sie spannen sich vor und ziehen den Fahnenwagen einige Schritte weiter. Da weicht der Boden unter ihnen. Sie sinken, das Carroccio mit ihnen in den Sumpf. Mit genauer Noth retten sie sich und es.

„Was zu thun?" fragen die, deren Körper- und Geisteskräfte den Strapatzen des Tages, dem Jammer um den Verlust der Freiheit erliegen.

„Was zu thun?" erwiedert der Führer der heiligen Schaar. Verzweiflung gibt ihm Entschluß ein, gibt ihm Kraft. „Legt Hand an das Carroccio! Wir zerschlagen es und retten doch die Stücke vor Schmach. Wer denkt, wie ich?"

„Wir alle, wir!"

„Nun denn! Hand an's Werk! O vergib, vergib den Frevel, heiliges Vaterland!"

Würde der Vater nicht seine Tochter lieber ermorden, um ihre Leiche rein und jungfräulich zu begraben, als ertragen, daß ein frecher Lüstling sie vor seinen Augen entehrt? — Langsam — die Nacht hemmt den schnellen Verzug — wird das traurige Werk, der heilige Mord, vollbracht.

„Nun, auf nach Mailand!"

Jeder verwahrt vom Carroccio, was er kann, die, welche kein Theil des Heiligthums tragen, schließen sich, einander die Hände reichend, im

Kreise zusammen. Vor der ersten Reihe gehn die Andern, den Weg suchend, mit dem Schwerte ins Dunkel vor sich hin tappend.

Schon glauben sie außerhalb des Schlachtfeldes gekommen zu sein, da treten sie auf Verwundete, welche heulend vom Boden auffahren. Behutsam ziehn sie sich zurück. Da fällt Übermacht sie im Rücken an. „Wer da?“ Sie schweigen und ziehn sich fechtend zurück. Die Bergamasken sind's, denen sie in den Weg gerathen. Sie versuchen eine andere Richtung. Ihre eigenen Landsleute sind's, welche sie nicht kennen, und auch von ihnen für Feinde gehalten werden. Jetzt schlagen sie einen neuen Weg ein; jetzt verlieren sie die Richtung. Sie glauben, endlich glücklich dem Schlachtfeld entronnen zu sein, das Palladium Mailands gerettet zu haben. — Da graut der Morgen; alles wird wach; sie befinden sich in der Mitte der Deutschen. Keine Rettung! So wollen sie denn ehrenvoll unter-

gehn. Jeder Splitter des Palladiums gilt ein Leben. Der Kampf der heiligen Schaar weckt die ganzen Heere. Die letzten kämpfen, als die Schwerter zertrümmert sind, mit den Trümmern des Carroccio selbst gegen die Feinde, Heinrich der Feuerwerfer mit dem goldenen Kreutze gegen den Schädel eines Sarazenen. Beide ringen, keiner läßt von dem andern; sie sind vier Arme, vier Beine eines einzigen Leibes! Da saust ein Wurfspeer durch die Luft, durch des Feuerwerfers Brust, durchbohrt sie und die des Feindes zugleich. Sich umschlingend, als wären sie zwei Brüder, sinken beide zur Erde. —

Lauter Jubel der Kaiserlichen schallt, wie die Sonne emporgestiegen und der Regen aufgehört, über das Schlachtfeld hin: „Das Carroccio erobert!“ Jetzt erst verläßt die Lombarden der Muth; jetzt sind sie gleich andern Sterblichen, sie fühlen jetzt erst die Ermattung des Tages vorher, die Wunden. Der Kaiser sprengt über

den blutigen Plan hin; hoch hält man ihm das Kreutz und die Trümmer des Mailändischen Fahnenwagens entgegen; er steigt vom Rosse; wer ein Stück davon bringt, den schlägt er mit eigner Hand zum Ritter; sei's Christ oder Sarazene.

Als der tapfere Pagano della Torre das Unglück sieht, beschließt er, dem Vaterlande und der Freiheit wenigstens so viele Leben zu retten, als er noch kann; denn Tausende liegen bereits athemlos in den Rinnen des Bluts, in den Sümpfen. „Ist Mailand das Vaterland?" ruft er, — „wir sind's, die Männer! Gott hat seine Hand wider uns aufgehoben. Voran! unsre Weiber, unsre Kinder! Rettet sie vor den Barbaren: den Deutschen und Heiden!" Die Schwerter in den Händen, die Dolche am Gürtel, bricht die kleine Schaar sich durch die Reihen der Sieger Bahn, schreitet über die Leichen der Brüder hinweg, gewinnt endlich sichern Boden. Pietro

Tiepolo trifft auf Enzio. Der junge Kaisersohn ficht mit ihm, seines Vaters werth. Doch der Todesmuth des Podesta überwindet. Enzio's Roß sinkt, von Stichen getroffen. — „Heil! Mailand! Heil!" ruft Tiepolo; „der deutsche Blondkopf stürzt! Freunde! Lombarden! Hier habt Ihr ihn! —" Schon will er den schönen kühnen Jüngling an den goldnen Locken fassen. Jetzt hat er ihn gepackt, jetzt schwingt er den Dolch gegen dessen Brust. Da fährt eine Faust ihm ins Genick, daß er röchelnd Enzio losläßt. Ezzelino ist's, der hinter ihm zu Rosse hält. Deutsche ringsum. Schon ist Tiepolo entwaffnet, gefesselt; im Triumph führt Ezzelino ihn fort; und als Enzio ihm dankend die Hand drückt, spricht der Tyrann, ihn seltsam anblikkend: „Laß sein, Enzio! Ich dachte an Deine Schwester Selvaggia!" — —

Er brachte dem Vater den geretteten Sohn. Jubelnd umarmte ihn der Kaiser.

„Und Selvaggia?“ fragte Ezzelin.

„Ich gab Dir mein Wort, Ezzelin, sprach der Kaiser; — wer sagt, daß ich's brach? Du brachtest mir den Sohn, — ich opfere Dir die Tochter!“ — Ein Händedruck Ezzelino's besiegelte den Bund. — „O könnte ich so, wie ich jetzt bin, im schönsten Purpur, — des Blutes, — vor sie hintreten, ihr sagen: Madonna, ich bin Dein, und sie zum Altare führen! — In Verona ist meine Hochzeit, ihr Herren!“ rief er jetzt den Nächststehenden fröhlich zu. „Wer gestern und heute hier beim Tanze war, ist geladen!“ — —

Der Sieg ist jetzt entschieden. — Nur Wenige hat Pagano della Torre mit Klugheit und Tapferkeit dem allgemeinen Verderben entrafft und gen Mailand geführt. Auf des Kaisers Befehl wird das Carroccio aus seinen Trümmern wieder zusammengesetzt, Pietro Tiepolo darauf

gebunden und im Triumph vom Schlachtfelde weggeführt.

Das Carroccio wurde nach Rom als Geschenk des Kaisers an die Bürger gebracht und dort auf dem Capitole aufgestellt, daß Roms Bürger an den Römischen Kaiser denken möchten. Im altrömischen Geiste stand drunter eine Inschrift, welche zum Theil nach dem Muster antiker Münzlegenden verfaßt war:

„Friedericus. D. G. Romanorum Imperator.
Augustus. Pius. Felix. Pater
Patriae. Pontifex Maximus!"

Folgende Verse an die Römer begleiteten dies Geschenk:

Ave decus orbis ave! Victus tibi destinor, ave!
Currus ab Augusto Friderico Caesare justo
Vae Mediolanum! jam sentis spernere vanum
Imperii vires, proprias tibi tollere vires.

Ergo triumphorum urbs potes memor esse priorum,
Quos tibi militabant reges qui bella gerebant.

Und manch ein Bürger Roms schritt, Mailands Carroccio zu sehen, die Stufen des Capitols hinan und las die Schlußworte: Pontifex maximus, und wiegte sinnend das Haupt, denn Pontifex maximus hieß nach altrömischem Hofstyl der Kaiser und Pontifex maximus war — nach neu-römischem — kein anderer als der Papst. „Kaiser und Papst in einer Person?"

Auch Gregor las die Inschrift und den Commentar dazu in den Gesichtern der Römer, welche Friedrich vor nicht gar lange ihm unterworfen hatte. Er verstand den Sinn, die Herausforderung des Kaisers, doch bezwang er, der kluge Greis, des Herzens Unmuth, den Umständen sich fügend. Der Schrecken des Sieges bei Cortenuova flog durch alle Länder, welche dem Kaiser unterthan waren. Überall wuchs Friedrich's

Macht, ohne daß irgend jemand sah, ob er sein Glück benutze.

Doch er that's. Kaum, daß die Nachricht seines Sieges über die Lombarden nach Deutschland gelangt, war er selbst schon dort, um frische Truppen nach Italien zu führen, durch welche er die völlige Bezwingung der Feinde erwirke. Kaum war in Neapel bekannt geworden, daß er nach Deutschland gereist, so wandelte er auch schon in Apulien, um auch da die Tapfersten zu gewinnen. Und wohin er kam, brachte er die Nachricht mit, daß Isabella einen neuen Sprößling ihm geboren, daß der Stamm der Hohenstauffen, dessen Glück Gott selbst verbürgte, nie aussterben werde. Der Kaiser begriff sein Glück; er mußte es benutzen; denn, wird es vernachlässigt, so rächt es sich an denen gern, die es begünstigte. Er erkannte, daß er die Lombarden zwar einmal besiegt, ihren Trotz, ja die Rebellion gegen die höchste irdische Macht: das Kai-

sertbum, nur erst erschüttert, noch nicht vernichtet hatte. Nicht eher wollte er rasten, als bis er der Majestät diese Pflicht erfüllt. Von allen Seiten trieben ihn der Schrecken der eingeschüchterten Städter und deren demüthige Unterwerfung zum Äußersten. Mailand allein widerstand noch. Dies Widerstreben, dieser einzige Eingriff in die Erfüllung aller seiner nächstliegenden Pläne empörte ihn, den das Glück verwöhnt, von welchem er bis jetzt alle gerechten Wünsche erlangt hatte. — Umsonst des Papstes erneuerte Fürbitte, mit den Unglücklichen Mitleid zu haben. Ein Bundesgenosse nach dem andern fällt von Mailand ab. Fast ganz allein und auf sich selbst beschränkt steht es, ringsum von Feinden bedrängt: Deutsche und Sarazenen vermochten schon viel! Prangt nicht das Carroccio Mailands als Siegeszeichen auf dem Capitol? Entsetzen in Mailand! Selbst den Verwegensten sinkt der Muth. Die Beson-

nensten rathen zur Unterwerfung. Dieser Rath der Klugheit siegt; das stolze Mailand fühlt seine Noth und beschließt, Gesandte an Friedrich abzuschicken.

V.

Heinrich ging mit wichtigen Aufträgen des Kaisers von Oberitalien nach Apulien; er brachte den gefangenen Podesta Pietro Tiepolo dahin, wo dieser so lange in sichrem Gewahrsam bleiben sollte, bis in der Lombardischen Angelegenheit eine Entscheidung zu Stande gekommen sein werde. Zugleich hatte Heinrich das traurige Amt: den ungetreuen Sohn des Kaisers, dessen Starrsinn noch ungebeugt war, und von dessen verderblichem Einverständnisse mit den Lombarden dem Vater die unwiderlegbaren Ankläger, des Sohnes eigene Briefe, sprachen, aus der

milden Gefangenschaft, die ihm bisher zu Campofelice vergönnt gewesen, auf ein ödes Schloß in Calabrien zu schaffen, wo ihm aller Verkehr mit der Welt unmöglich sein mußte.

Heinrich berührte auf seiner Reise nach des Kaisers ausdrücklichem Befehle Rom nicht. Die Bürger der ewigen Stadt, deren Eitelkeit durch das Geschenk des Carroccios geschmeichelt war, sollten am Anblick eines Unglücklichen (Tiepolo) nicht ihre müßige Neugierde befriedigen. Heinrich, welcher gewiß im Sinne des Kaisers den gefangenen Tapfern mit großer Schonung behandelte, wählte deßhalb den Weg über Rieti, wo sich, — jener wußte dies nicht, — eben der Papst wieder aufhielt. Als Heinrich und Tiepolo Rieti wieder verließen, gesellte sich ein Bettelmönch zu ihnen und bat Heinrich um die Erlaubniß, dem gefangenen Podesta Trost sprechen zu dürfen. Nicht ohne Mißtrauen besah sich Heinrich den Mönch und gestattete es; da

drängte sich jener zu Tiepolo und flüsterte ihm in's Ohr: „Verzage nicht, Mailänder! Laß die Rache nur reifen!" Hierauf that er, als ob er Gebete murmle; Tiepolo's Überraschung, den geheimen Unterhändler so plötzlich in einer neuen Maske hier wieder zu finden, und die Schadenfreude in Kaf's blitzenden Augen verrieth den letzteren. „Halt! Steh'!" rief Heinrich ihm zu, als dieser sich unbemerkt wieder entfernen wollte, „steh', Unheilbringer, Dein Schicksal faßt Dich!" Der Mönch lachte laut auf, und da ihn Heinrich schon fest gepackt zu haben wähnte, entsprang er mit der Behendigkeit eines Tigers in langgestreckten Sätzen. Heinrich ließ ihn nicht aus dem Auge, übergab seinen Gefangenen schnell der Obhut der Söldner, welche er anführte und folgte dem Flüchtigen, der, sein Gewand schürzend, in dem Augenblicke, da jener ihn wieder zu erhaschen glaubte, in das Haus des Kardinals Sinibald sich rettete. Heinrich

wich nicht von der Schwelle, pochte an die Pforte und forderte laut die Auslieferung des Verräthers. Da trat der Kardinal heraus und gebot ihm streng, sich zu entfernen. „Der fromme Bruder, den Du verfolgst, steht im Schutze der Kirche, und ihr Bann trifft Dich, wenn Du die Freistätte entheiligst.“ Mißmuthig kehrte Heinrich, da er sich überzeugte, daß Gewalt hier nichts fruchte, zurück und setzte seine Reise mit dem Gefangenen Tiepolo fort. — — —

Nachdem Kaf zu Athem gekommen, heftete er die listigen Blicke lange fest auf den Kardinal, und hob endlich an: „Ich verdanke Euch die Rettung meines Lebens; ich werde Euch ein Gegengeschenk machen, das Euch nicht minder wichtig sein kann, als mir mein Leben.“ —

„Ich wüßte nicht, was einem Menschen wichtiger sein könnte, als — das Leben!“ bemerkte der Kardinal spöttisch.

„Die Rache!“ rief Kaf lebhaft; doch rasch

war er wieder im alten ruhigen Ton. Zuerst lasset uns aufrichtig sein, Kardinal; wir müssen klar sehen, was es eigentlich ist, das uns zusammenhält und nach einem Ziele hintreibt."

„Erwünscht; denn bis jetzt weiß ich, obwohl ich Deiner Thätigkeit seit geraumer Zeit Manches verdanke, nicht viel mehr, als daß Du ein Mensch bist. Weßhalb kamst Du an mich?"

„Weil Ihr ein Priester seid und also den Kaiser hasset! Ich weiß, daß er Euch jüngst abwies, da Ihr als Gesandter kamet; vergaßet Ihr diesen Schimpf? Weil dieser fallen muß, und stünde sein Thron hoch in den Wolken gebaut! Weil die Lombarden vom Glücke verlassen sind und die Kirche jetzt den Kampf aufnehmen muß, den sie allein siegreich durchführen kann. Hier habt Ihr die Gründe bunt durcheinander. Ich bitte um Eure Hand, edler und ehrwürdiger Herr!" — — Der Kardinal gab sie dem Manne, dessen Streben auch das seinige

war. „Der Kardinal und Vicekanzler der römischen Kirche, Sinibald Fiescho Graf von Lavagna," fuhr Kaf fort, „und ein Sohn der Wüste, ein Heide, ein Sclav', ein Eunuch!" Er hielt inne und forschte in des Kardinals Zügen; doch dieser verrieth bei der Entdeckung keine Spur von Bewegung oder Verachtung; er schlug ihn als Mittel zum Zweck hoch genug an und hatte aus den wenigen Worten Kaf's Seelenfrage erkannt; geschmeidig fügte er sich, um sicher zu erreichen, wozu ihm das Glück den Anlaß in die Hand drückte.

„Nun, Graf von Lavagna," begann Kaf, völlig zufriedengestellt aufs neue; „ich bringe Euch eine — Nichte. Eure edle Schwester Madonna Maddalena...." der Kardinal wurde bleich, „starb in meinen Armen! — Sie hinterließ mir ein Kleinod, welches ich wie mein Augenlicht bewahrte. Ihr erinnert Euch jener vergangenen Zeiten?"

Der Kardinal winkte ihm, fortzufahren.

„Wenn Ihr Euch deren entsinnt, so habt Ihr den Schlüssel zu meinem Reichthum, von welchem ich bisher der Kirche und den Lombarden mittheilte; — doch, ich verwaltete ihn bis jetzt nur, seine Eigenthümerin ist — Manadora, die Fürstin von Campofelice, und eben diese ist jenes Kind Maddalena's und Eure Nichte, Graf von Lavagna!"

Der Kardinal drückte dem Eunuchen den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß er leise sprechen solle. Dieser erwiederte: „Ich wußte wohl, deßhalb auch band ich Euch, bevor ich Euch das Geheimniß eröffnete, mit keinem Eurer Eide zur Geheimhaltung. Sie liegt in Eurem Interesse mehr als in meinem. Wir werden Freunde sein und bleiben, denn — wir bedürfen unser wechselseits, Ihr meiner, weil ich allein die Schleußen kenne, aus welchen stets frisch jene goldne Fluth strömt, die

alle Unterschiede zwischen gut und böse auswäscht; — ich Euer, weil mich der Kaiser entehrte und weil ich nicht eher sterben werde, als bis ich Rache erlangte, die mir genügt; — nicht Gregor, er ist alterschwach und voll Bedenklichkeiten, Ihr könnt's, — o wäret Ihr Papst!"

Gewaltsam bezwang der ehrgeitzige aber eben so schlaue Kardinal seine innere Regung, da der Eunuch so rücksichtlos mit einem Male den jahrelang still gehegten und sorgfältig verborgenen Wunsch ihm nannte. Kaf fuhr fort: „Gold vermag viel; es tödtet und macht lebendig, — nach Umständen."

„Des Kaisers Glück wächst von Stunde zu Stunde!" wandte der Kardinal finstren Blickes ein, das Gespräch von jenem Punkte ablenkend.

„Und doch muß er fallen! Er wird's, wenn Ihr, wie bisher, als herrschende Seele den Armen der Kirche Richtung gebt. — — Die Summen, welche Ihr von mir empfingt und durch

mich als Unterstützung der Kirche den Lombarden schicktet — — —"

„Still davon!" gebot der Kardinal, ungern an sein Zerwürfniß mit dem Papste erinnert, welches durch jene eigenmächtige Handlung herbeigeführt wurde, die den Papst vor dem Kaiser compromittirte, und welche der letztere nicht öffentlich auf den wahren Urheber, den Kardinal, zurückwälzen konnte, ohne in diesem zugleich das Ansehen der Kirche selbst zu profaniren.

„Gut! sprechen wir von der Fürstin, Eurer Nichte, welche, — das bemerk' ich Euch, — von ihrer Verwandtschaft nichts ahnet. Unermeßlich reich, unabhängig, ist sie doch elend, und jammert mich tief. Sie liebte den Kaiser, der sie täuschte; sie wähnt jetzt ihn zu hassen, und liebt ihn doch noch immer, und zürnt sich selbst, wenn ein solcher Gedanke in ihr emporsteigt. Sie geht völlig unter in diesem schmälichen Kampfe, in welchem ihr edler stolzer Cha-

rakter sich schon aufrieb und kaum der Schatten von ehemals mehr ist, sie geht unter, wenn — wir sie nicht emporheben, über die Gränze hinaus tragen, wo sie umkehren kann. Zur Wiedergewinnung ihrer Freiheit, ihres Willens, müssen wir sie gewaltsam fortreißen; — wer vermöcht' es sonst! Thun wir in ihrem Namen das Äußerste, und lassen wir sie dann erst wissen, was sie vollbracht, wenn's zu spät ist. Dies, o dies, ist der einzige, der letzte Weg, ihre Größe zu retten, er läuft haarscharf neben dem Abgrunde hin. Handelt jetzt! Mich laßt gewähren wie bisher, bald hier, bald dort sein, in hunderterlei Gestalten dem Tode trotzen, (das Ärgste: die Schmach erlebt' ich ja) vollstrecken, was Ihr beschließt, jagen, überlisten, morden, bestechen, kurz: was Ihr wollt. Ihr wisset jetzt alles. Entlaßt mich." — —

Vor des Kardinals Blicken ging das Leben in üppigster Herrlichkeit auf. Nichts schien ihm

jetzt mehr unmöglich. Die dreifache Krone — sein Ziel, wenn der Eunuch die Schleußen öffnet, so schwemmt die schwellende Fluth die Tiare herab, auf sein Haupt. Alle Pulse zucken ihm wollüstig in dieser Wahrscheinlichkeit des Herrschens. Nicht herrschen, um den geistigen Interessen der Kirche zu dienen, wie Gregor; — nein, die Kirche hat ja das Höchste, die Anerkennung ihres Selbstzwecks, bereits erreicht, — herrschen, um sich genüge zu leben, will er! Sein gelenker, geschmeidiger Geist entwirft Plan an Plan. Seine Persönlichkeit soll ihm alle Herzen gewinnen; das Ansehen der Uneigennützigkeit wird durch schrankenlose Wohlthätigkeit und Freigebigkeit befestigt. Er befleißigt sich des tadellosesten Wandels. Sein Eifer für die Kirche ist ohnehin längst bekannt, das gute Vernehmen mit Gregor muß hergestellt sein; was liegt an der Selbstdemüthigung durch einen, den ersten Schritt? Er eilt zu Gregor und bereut vor

diesem seine Eigenmächtigkeit, entschuldigt sie auf's überzeugendste durch seinen Eifer für die Kirche, und hat leichtes Spiel, da Gregor gegen das wachsende Glück des Kaisers nicht gleichgültig sein kann. Wenn diesem gelingt, was noch keinem Kaiser gelungen: sich Oberitalien völlig zu unterwerfen, — und der Zeitpunkt dazu scheint nicht mehr fern, — dann wird Rom nur eine Provinz seines ungeheuren Reiches und der Papst von ihm abhängig sein, wie drüben im Morgenlande der Patriarch Konstantinopels von der weltlichen Gewalt. Alle Hebel müssen jetzt eingesetzt und angewandt werden, um das Ungeheure zu hindern. In keiner Stunde der Nacht läßt den neunzigjährigen Gregor diese Sorge ruhen, wofür er sein langes Leben verwerthet, die Weltherrschaft der Kirche, das soll er jetzt am Rande des Grabes untergehen sehen? Entfernung des Kaisers nach dem Orient ist das einzige Mittel, um dessen Kräfte zu zersplittern,

die der Lombarden wieder zu Wachsthum zu bringen; ein Kreutzzug! Die Frist des Friedens mit dem Sultan ist ja abgelaufen. Weigert sich der Kaiser einen neuen Kreutzzug zu beginnen, — dann schmettre der Bann, zünde das Interdikt; und der Kaiser wird sich — das ist kein Zweifel — weigern, bevor er die Lombarden völlig unterworfen.

„Und wenn das Interdikt nicht zündet?" wendet der weltkluge Kardinal ein; „wenn Friedrich in seinem Glücke so sicher ist, daß er das Interdikt verlachen kann, wenn die Gemüther der Menschen durch sein Glück, durch seine Größe verführt, an seine göttliche Bestimmung glauben, — was dann?"

„Wird er es wagen?" sprach der Papst.

„Ich glaube: er wird's!" erwiederte der Kardinal mit voller Überzeugung; „doch es gibt außer Bann und Interdikt noch zwei Waffen, denen er nicht widerstehen kann; das eine wirkt

unmerklich leise in den Gemüthern hin, indem es die Blicke der Christenheit von jenem ab und auf sich zieht, — — ein Concil! Es allein zerstreuet jeden Zweifel an der Untrüglichkeit der Kirche, und es lästern heißt: den heiligen Geist selber läugnen, der sich in allen offenbart. — Das andre, das letzte Mittel zerschmettert ihn. — — —"

Ruhig hörte Gregor und sprach: „Wie heißt es?"

„Lassen wir es uns nicht aus dem Herzen, ja selbst von den Lippen nicht eher schlüpfen, als bis er selbst uns zwingt, darnach zu greifen. Überraschen muß dies Mittel ihn und die Welt, sonst verdirbt es uns selbst," erwiederte der Kardinal.

VI.

Am Pfingstfeste *) feierte Ezzelin in Verona seine Hochzeit mit Selvaggia, welche mit einem zahlreichen Gefolge edler Jünglinge und Jungfrauen von Cerea angekommen. An der Pforte der Kirche San Zeno gab der Kaiser sein geliebtes Kind dem gewaltigen Freier, der, gerüstet, als ging' er in die Schlacht, umgeben von seinen am ganzen Leibe gepanzerten Trabanten, sie an der heiligen Stätte erwartet hatte. Dem Kaiser war zu Muth, als führe er sie, deren

*) 1238.

Seelenreinheit und zarte Schönheit sein Leben erheiterte, zur Opferung, als müsse sie in dem Augenblicke, da Ezzelin's Hand sie anfasse, den Keim des Todes empfangen. „Nimm sie hin, Ezzelin!" sprach er zu diesem, „und bewahre sie wie eine heilige Lilie, deren Blüthe Dir eine Bürgschaft ist, daß Gottes Barmherzigkeit Dir offen blieb! — Und Du, Selvaggia, wie ein Engel des Himmels steh' ihm stets zur Seite! O möge Dein Anblick in seinem Herzen stets die Gnade erwecken und Dein schwacher Arm den seinigen, wenn er schon zur blutigen Rache erhoben ist, aufhalten! So geb' ich Dich, geliebtes Kind, Deinem Gatten; — so, Kampfesheld, nimm sie hin! Mild und menschlich mache Dich ihre Liebe und Treue!"

„Nicht das irdische Weib lieb' ich in Dir," sprach Ezzelin, — „ich bete Dich als Königin der Himmel an. Sieh! Kaiser, mit Myrthen umwand ich heute mein Schwert."

„Laß sie uns tauschen!" erwiederte der Kaiser, indem er ihm das seinige, reich mit Gold und Edelsteinen verzierte, bot.

„Nicht für ein Königreich!" rief Ezzelin scherzend; ei, ich verlöre beim Tausch. Es war mir bis heute treu, wie Du, Geliebte, es mir sein wirst. Kein besseres als dies schmucklose kannst Du mir bieten." Er löste die Myrthen vom Griff und zog es aus der Scheide. Da blinkten zugleich sechshundert Klingen, die seiner Begleiter. Langsam senkte er es wieder in die Scheide, steckte die Myrthen an Selvaggia's Busen und geleitete sie in die Kirche. — —

Sieben Tage währten die Festlichkeiten, welche der Kaiser und Ezzelin theils auf dem Marsfelde, theils im Palaste des Grafen Sanbonifacio da Panigo, wo Ezzelin mit seiner jungen Gattin wohnte, begehen ließen. Da mochte wohl niemand wähnen, der gefürchtete Lombardentödter sei's, der hier hause. Tag und Nacht

standen für alles Volk von nah und fern die Tafeln gedeckt. Wettrennen und Wettreiten, Kampfspiele und Ringen wurden gehalten, ernste und ergötzliche Fastnachtsaufzüge und Possenreißer unterhielten die Gäste und das Volk. Hölzerne Burgen standen aufgerichtet, wurden von Frauen vertheidigt und von Männern mit Augustalen, Dukaten, Florentinen, mit köstlich duftenden Essenzen, mit auserlesenem Backwerk bestürmt. Bei Nacht brannten viele Tausende hoher schön bemalter Wachsfackeln, und zu allen Stunden scholl Musik auf allen Plätzen, auf den Wällen, vor der Stadt.

Der Kaiser saß fröhlich an der Tafel Ezzelin's und kredenzte seiner Tochter den mit einem Blüthenkranz umwundenen Pokal. „Sei Dein ganzes Leben heiter wie dieser Tag des Wonnemonds, ein holdes Pfingstfest! Hauche Dein Geist, Selvaggia, wie Athem des Friedens über Ezzelin's heiße Stirne!"

„Ei, Flammenzungen waren es damals, am Pfingstfeste!“ rief Ezzelin fröhlich dem Kaiser zu; dann zu Selvaggia: „Du bist wie eine Taube, drum bringe mir den Ölzweig, Milde! Den Lorbeer pflück’ ich schon selbst! —“

Petrus von Vinea meldete Gesandte des Papstes. „Bald können sie als Wegweiser ihr Brod verdienen,“ bemerkte Ezzelin, — „so oft reisen sie hin und wieder.“

Drauf der Kaiser anmuthig drohend: „Nimm Dich in Acht, Ezzelin! Sie tragen auch den Bann! Öffne diese Zauberbüchse nicht!“

Die Gesandten des Papstes kamen und wurden auf’s freundlichste bewirthet. Erst als die Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt war, fragte der Kaiser nach ihren Aufträgen. Der Kardinal Sinibald entledigte sich derselben mit großer Gewandtheit, wünschte dem Kaiser im Namen des Papstes Glück, dankte im Namen Roms für das Geschenk des Carroccio’s, sprach flüchtig

von den raschen Siegen, durch welche die Ruhe wohl dauernd hergestellt, die Ordnung und das Ansehn des Kaisers befestigt, und jede weitere Verfolgung der Lombarden überflüssig sei, pries dessen Milde und ging dann über auf die dringende Nothwendigkeit eines Kreutzzuges, wozu er den Kaiser als den ersten Ritter der Christenheit, dessen Glück das alte Vertrauen aller Völker auf seine Anführung befestigt habe, aufforderte.

Mit gleicher Gewandtheit wie der Kardinal lehnte der Kaiser, die leitenden Ideen des Papstes ahnend, diese Aufforderung eben so höflich als bestimmt ab, indem er zu verstehen gab, die Ordnung in seinen Erblanden, (und zu diesen rechne er auch, das natürliche Erbe jedes römischen Kaisers: die Lombardei) sei noch lange nicht so dauernd befestiget, daß seine Herrscherpflicht erlaube, auswärtige Zwiste zu schlichten. Ezzelin nahm muthwillig und derb diese letzte Wendung auf. „Der heilige Vater kann einen Groll

auf meinen armen Schwager Vatazes nicht verwinden, den er als einen großen Ketzer verdammte! Es thut mir leid für seine Heiligkeit und für Se. Unheiligkeit zugleich. Mein Schwager, denkt Euch! — hält Konstantinopel für groß genug, daß es nicht eine Vorstadt Roms zu werden braucht! Gewiß, das ist eine gefährliche Irrlehre. — — —"

Der Kardinal fühlte den Stachel, doch machte er freundliche Miene zum bösen Spiel und überließ sich den heitern Freuden der Geselligkeit, als Thaddäus von Suessa, die heitere Stimmung des Kaisers gewahrend und die Anwesenheit des Kardinals benutzend, seinem Herzen genügte, indem er ein Fürwort für die Mailändischen Gesandten einlegte, welche bereits seit drei Tagen vergebens harrten, bei dem Kaiser vorgelassen zu werden.

„Du bist zu mitleidig gegen Unwürdige, Taddeo," sprach der Kaiser freundlich; „ich erfülle nur gerechte Wiedervergeltung, indem ich sie

warten ließ, und thäte ich's nicht, o sie sind so verstockt, daß sie meine Huld wohl gar für Schwäche hielten und zu ihrem eignen Verderben diese Huld auf eine neue Probe stellen würden. Doch die Ankunft meines alten Freundes, des Kardinals, stimmt mich so fröhlich, daß ich heute schwer jemandem etwas abschlagen kann. Laß sie kommen!" Frohen Herzens führte der wackre Thaddäus von Suessa jetzt die Gesandten Mailands herein. — Ezzelin frohlockte, als er diese Gedemüthigten sah, doch verfinsterte sich seine Stirne, als er, die Reihe genauer musternd, auf manch ein verhaßtes Antlitz traf.

„Was bietet Mailand seinem Herrn?" fragte der Kaiser mit Hoheit in Haltung, Geberden und Stimme.

„Es bittet!" sprach der Wortführer Mailands, die ganze Bitterkeit dieses Wortes empfindend, doch verwand er sie.

„Seht! Es bittet!" wiederholte Ezzelin lustig.

Der Wortführer fuhr, vor dem Kaiser auf's Knie gebeugt, fort: „Gewähre Vergessenheit des Vergangenen, o Kaiser! Noch weniger, und doch so viel mehr als der Feinde Leben gewähre: Laß Mailand sein! Unglück, o Kaiser, entehret nicht; drum bitten wir stolz: Laß Mailand sein! O Herr wir bieten Dir das höchste, das furchtbarste Opfer bringen wir Dir: die Freiheit — für das Vaterland! Sag' nur, es sei noch fort und fort, und wir wollen Dich als Herrn anerkennen, Dir den Rest unsrer Schätze bringen, unsre Männer und Jünglinge Dir zum Kreutzzuge, unsre Fahnen zu Deinen Trophäen bringen....“

Lange schwieg der Kaiser. Kein Herz im ganzen weiten Saale, welches nicht mit Angst und Grauen dem Worte von seinen Lippen entgegenharrte. Endlich rauschte es im Zorne also dahin:

„Ist dies die Sprache, welche dem Knecht gegen den Herrn, dem Besiegten gegen den

Sieger ziemt? Dankt es der Freude, die heute mein Herz bewegt, daß ich Euch zu Ende hörte, das ich antworte."

Überrascht, verblüfft erwiederte der Gesandte Mailands: „O Herr, welche andere Bedingungen konntet Ihr noch erwarten?"

„Bedingungen?" sprach der Kaiser mit dem erhaben furchtbaren Ernst der Majestät sie niederschmetternd. „Bedingungen! Das ist's! Du wagst es, Mailand, selbst besiegt, Deinem beleidigten Herrscher noch Bedingungen zu bieten? Nicht wie ein Krämer zu seines Gleichen, ziemte es Dir, zu mir zu reden. Nichts hörte, noch weiß der Kaiser von Bedingungen, von Zugeständnissen. Er hat nur Gnade oder Gericht. Er hat Gnade nur dann, wenn Du Dich ihr, gegen die Du so oft gefrevelt, o Mailand, unbedingt übergibst, und nicht vorher fragst. Verlangt das Beil statt des verfallenen Hauptes nur die zum Meineid gehobene Hand?"

Mailands Gesandter bebte, aber nicht aus Furcht. Dasselbe Gefühl, das ihn leben machte, krampfte ihm die Zähne aneinander. Des Kaisers furchtbare Ruhe machte Jeden in der Nähe erstarren. Nur Ezzelin weidete sich an des Kaisers Gericht. Selvaggia wagte es zuerst, die Augen bittend zu dem Richter zu erheben; dann sprach, durch ihr Beispiel ermuthigt, der Kardinal: „O, endet den allzugrausamen Scherz! —" Der Kaiser erwiederte nichts darauf, so wenig wie Mailands Wortführer, der erste starr, der zweite bleich wie ein Marmorbild. Ezzelin aber lachte über die vergebliche Fürbitte des römischen Prälaten. Selvaggia vermochte kaum zu athmen, so hatte sie den gütigen, milden Vater nie gesehen. „O käme ein Engel vom Himmel," betete sie in stiller Brust, „und rührte sein Herz zum Erbarmen!"

Da öffnete sich die Thüre, und eine Frau von wunderbarer wie verklärter Schönheit trat

herein, einfach gekleidet wie eine Himmelsbraut, die am Altare ihre Locken geopfert. Sie führte einen zweijährigen Knaben an der Hand, an Liebreitz ihr Ebenbild, hob ihn empor, brachte ihn dem Kaiser und sprach dazu: „Er kann Deinen Namen sprechen; ich bringe ihn Dir aus meiner Klause. Dein Sohn Manfred ist's! Erziehe jetzt Du ihn zum Schönen und Wahren, daß er Deine Werke einst fortsetze."

Diese edle Frau war Blanca Lancia, aus edlem hochgeehrtem Geschlechte entsprossen, deren Liebe der Kaiser gewonnen, und die durch ihre Hingebung nichts von der Reinheit ihres Gemüthes eingebüßt. Demüthiger als Manadora und doch erhabener als diese, hatte sie Friedrich, als sie die erste Kunde erhielt, daß man ihm zu einer Vermählung Vorschläge gemacht, auf diese Ehre, die er ihr in reinster Hochachtung ihrer weiblichen Würde oft und dringend angeboten, verzichtet, stolz auf die Achtung des Mannes,

den sie als den Größten verehrte und stolz auf sich selbst, daß der Preis ihrer Liebe keine Krone sein könne. Um ihn allen Gedanken an sie zu entfremden, hatte sie sich mit ihrem Kinde in eine stille Klause zurückgezogen, und diese jetzt nur verlassen, um ihm den Sohn zu bringen, der, sobald er den Vaternamen lallen konnte, unter'm Beispiel des Vaters aufwachsen sollte, um einst so groß und edel zu werden wie dieser. Friedrich vergaß bei ihrem Anblick alle Hoheit des Kaisers und war ganz nur Mensch. Er küßte und herzte den Knaben und rief selig: „Du nahmst mir ein Kind, Ezzelin, an dem mein Herz mit großer Liebe hing; sieh: der Himmel gibt mir Ersatz! O welchen zweiten Glücklichen trägt die Erde! — Kommt, Madonna, nehmt den Ehrenplatz, denn wahrlich: er gebührt Euch. Gesegnet sei der Tag, an welchem mir der Himmel vergönnte, Euch, die Ihr ihm mehr als der Erde gehört, wiederzusehn!"

Petrus von Vinea, Thaddäus von Suessa und der Kardinal waren über diesen glücklichen Zufall hocherfreut und suchten ihn zu benutzen, um die frohe Stimmung des Kaiserherzens zur Milde gegen die Lombarden zu wenden. „Der Himmel gibt Euch dies Zeichen," sprach der Kardinal zu ihm, während Petrus und Thaddäus die Mutter Manfred's leise mit dem, was eben vorgefallen war, bekannt machten; — „lasset Gnade für Recht ergehen!" Des Kaisers Stirne verfinsterte sich bei dieser Erinnerung; er blickte auf die Gesandten, und las in ihnen statt der Demuth und Verzweiflung, mit welcher sie gekommen waren, neuen Muth und Trotz. „Was ändert die Sache?" sprach Ezzelin in ihn hinein, ungerührt durch Selvaggia's flehende Blicke. „Stellten sich tausend Engel zwischen Dich und die Meuterei, sie machen diese doch nicht zur Tugend!" redete der Kaiser. Auch Ezzelin musterte jetzt, und zwar spöttisch, die Mailändischen

Gesandten. „Wo ist Eure Demuth plötzlich hingeschwunden?“ fragte er den einen von ihnen, die schweigend und Böses sinnend dastanden, und zu einem andern sprach er: „Du bist ein Sternkundiger, Avocarin, ich weiß es. Wie stehst Du so still und in Dich versunken jetzt! Rechnest Du die Zukunft aus? Ich wüßte Dir einen Thurm in Verona, wo Du sicher und ungestört Dein und mein Schicksal in Sternen erforschen könntest.“ —

Der Gesandte fuhr aus seinem tiefen Sinnen auf und erwiederte ernst: „Ich seh' es jetzt! Willst Du's erfahren?“

Ezzelin glaubte an die wunderbare Wissenschaft; Grauen durchrieselte ihn bei der Zuversicht Avocarin's; doch entschlossen rief er: „So verkünde mir meine Zukunft!“

Avocarin versetzte wie in Verzückung: „Die Stimme des Bluts von Zehntausenden, welche Dich anklagt! Langes Glück der Tyrannei! Des

Himmels Gericht trifft Dich mitten in der Schlacht. Nach vierzig Jahren — ein Kerker! Jung und alt mauert ihn Dir mit Flüchen zu. Kein Licht! Keine Luft! In Raserei stößest Du den Schädel an die Quadern!"

Ezzelin zwang sich zum Lachen; doch haftete in seinem Herzen die Weissagung des Unheils.

Der sanfte Thaddäus von Suessa nahm wieder das Wort; doch der Kaiser gebot ihm Schweigen. Da schritt Blanca auf den Herrscher zu und flehte für die Lombarden: „Gnade, Friedrich, Gnade! Wenn Du je Liebe im Herzen empfandest, wenn jetzt der Anblick Deines Sohnes mit Liebe Dich erfüllt, o so gib Gnade! Ist Gnade denn nicht Liebe? Sind die Lombarden, wenn Du sie Dein Erbtheil nennst, nicht eben so Deine Kinder als dieser Knabe, den ich Dir gebar? Kann denn nicht auch das bestgeartete Kind irren, und wirst Du es eines Irrthums halber auf immer verstoßen? O sieh unsern

Manfred! Wie er Dir zulächelt! Und wenn er Dich nun in kindischer Freude an Deinem Barte zupft, wirst Du ihm zürnen, ihn verwerfen? Du bist Herrscher, das heißt: Du verwaltest Gottes Reich! Aber dieser König über den Königen verwirft keinen, der reumüthig zu ihm kommt. Und Du, o Friedrich, dem es wehthut, irgend ein Wesen zu kränken, wendest Dich ab, um ihre Reue nicht zu sehen? O weil ich so recht weiß, wie süß Liebe ist, kann ich mir denken: wie göttlich Gnade sein muß!"

Doch unerschütterlich blieb der Kaiser. Er entgegnete ihr: „Gott selber, welcher der Inbegriff aller Liebe und Gnade ist, kann die Gerechtigkeit nicht aufheben. Wird der ewige Richter an jenem furchtbaren Tage der Auferstehung mit sich handeln lassen und auf Bedingungen hören, gegen welche der Sünder in's Paradies einzugehen verlangt? Nein! Himmel oder Hölle wird es heißen, je nach Reue oder nach

Beharren im Frevel! Hat er nicht alles gethan, wenn er dem Frevler das volle Vertrauen auf seine Gnade offen hingibt, und hat nicht der Frevel erst dadurch jeden Anspruch auf Gnade verscherzt, indem er, das Höchste nach sich selbst, dem niedersten Maßstabe messend, ihr mißtraut? Der ewige Richter kann nicht anders handeln; und ich bin nur ein Mensch! Was ein Mensch kann, hab' ich gethan."

„Zu viel in Gnade that'st Du!" fügte Ezzelino hinzu.

„O Friedrich!" rief Blanca, welche die funkelnden Blicke der Mailänder bemerkt hatte, und sich dem Kaiser zu Füßen warf, „Höre mich, Du, den ich für den Edelsten aller Menschen halte, höre, bevor ich meine einsame Klause, um für Dich zu beten, wieder betrete! Fordre, da Du im Glücke bist, Gottes Barmherzigkeit nicht heraus. Todesangst faßt mich um Dein Geschick! Lege Deinen Stolz als edelstes Opfer auf den

Altar Deines Gottes, damit Du nicht selbst als Opfer fallen mögest! Du willst das Gute! Du willst den Frieden der Mitwelt! Willst eine schönre heitre Zukunft für unsre Enkel bauen! Was kannst Du einem Volke Heiligeres geben, als die Freiheit? Das Glück verblendet Dich! Die Freiheit wird sich an Dir rächen!"

„Blanca!" rief Friedrich, sie an sein Herz ziehend, hingerissen von ihrer Schönheit und ihrem Seelenadel. Bald ermannte er sich wieder. „Ja so spricht ein Engel, der die Verbrechen der Sterblichen nicht kennt, und jeden von ihnen deßhalb rechtfertigt, weil er ursprünglich nach Gottes Ebenbilde erschaffen ist. — — Freiheit! Freiheit! Ja, ich will sie geben — den Enkeln, damit sie auf Erden bleibe! Drum geb' ich jetzt das Gesetz; drum wach' ich für die Heiligkeit der Majestät, Freiheit! Weißt Du wovon? Soll ich's aussprechen? Schon kann ich's. Befreiung von der Hierarchie! Geh' hin,

Kardinal, und sag' es dem Papste. — Mich verblende das Glück? Fall' ich, so sei's, wenn mein Untergang die Freiheit kommender Geschlechter besiegelt; und daß diese lernen: frei zu sein, und daß sie's können, laß ich bis zum Tode nicht ab, die Hydra der Zügellosigkeit zu bekämpfen. Nein! Das Glück verblendet mich nicht; doch verblendet wär' ich und ein Schwächling dazu, wollt' ich jetzt, da ich, wenn auch nahe am Vollenden, doch noch nicht vollendet habe, zurücktreten! Gott selbst, der die Gerechtigkeit ist, wie die Liebe, zeigte mir's in Wettern, daß der Mensch alles kann, wenn er nur das Rechte will! Lange Jahre meiner Jugend, ja selbst meines Mannesalters hindurch, gab ich den Umständen nach. Nicht die Umstände machen den Menschen; der Charakter macht die Umstände; die Idee besiegt alles Zufällige, selbst, wenn sie — ob auch nur für Augenblicke — unterliegt. Von nun an kein Nachgeben mehr, wo

ich erkenne, was Noth thut, um zu verwirklichen, wozu ich bestimmt bin: — den Staat aufzustellen als die neue Erscheinung Gottes in der Menschheit. Ich habe meinen Sohn dafür geopfert. Gott wird mich nicht untergehn lassen!"

Des Kaisers Begeisterung und die reinste Liebe rissen in diesem Augenblicke den Schleier von Blanca's geistigen Augen. Sie sah in die Zukunft und schrie jammernd: „Du wirst untergehn! Du hast Dein Schicksal herausgefordert!"

„Zuerst fiel Mailand, — dann Friedrich der Rothbart bei Legnano," murmelte der Kardinal Sinibald halb laut.

Der Kaiser hörte es und sprach: „Aber Friedrich ist in mir wieder lebendig geworden. Auch ich hoffe, in Enkeln fortzuleben. — Nichts vom Kreutzzug! Nichts von Handel mit Rebellen! Erkennt den Kaiser an oder wärmt Euch im

Todesfrost an Mailands Asche! — — Und falle ich," sprach er sanft, zu Blanca gewandt, „so erziehe mir Manfred, und lehre ihn, — nicht um mich weinen, sondern das Höchste im Auge halten, leben und sterben, wie sein Vater es that!"

Blanca Lancia reichte dem Kaiser, da sie dessen unabänderlichen Entschluß sah, wehmüthig die Hand: „Noch einmal höre! Mir sagt's der Geist: Heute stand Dein Glück im Zenith." Ezzelino schauerte zusammen, er erinnerte sich der Prophezeiung, daß sein Glück an das Friedrich's gebunden sei. — „Heute wendet sich's," fuhr Blanca fort; „nie wirst Du Mailand überwinden. Erziehe Dein Kind! Vor Deinem Tode siehst Du mich nicht wieder!"

„Blanca!"

„Ich werde für Dich beten. Gott wird Dir seine Engel senden! Vergiß mich nicht!"

Sie ging, die Augen in Thränen; Manfred blieb auf des Kaisers Schooß.

Friedrich verbarg seine tiefe Bewegung, wendete sich rasch gegen die Lombarden und sprach: „Alle Eure Bundesgenossen unterwarfen sich mir. So wie Ihr auf Gott vertraut, durftet Ihr mir vertrauen. Weßhalb verwarft Ihr meine Gnade?"

„Du kannst uns das Vaterland nehmen," erwiederte der Wortführer, — „Du wolltest es ja! — Als freie Männer zu sterben, kannst Du uns nicht wehren!" Mit diesen Worten entfernte er sich, Avocarin und die andern folgten ihm. Der Kardinal war freundlich wie zuvor und brachte dem Kaiser einen Becher. „Auf den Bestand Deines Glückes, o mächtiger Kaiser!" Dann wandte er sich zu Petrus von Vinea und unterhielt sich mit diesem über Gesetzkunde und Dichtkunst, wobei er solche Kenntnisse entwickelte, daß Petrus, in welchem die niedre Herkunft sich oft dadurch noch verrieth, daß er

sich durch vertrauliche Unterhaltung hochstehender Männer mit ihm geschmeichelt fühlte, von der persönlichen Liebenswürdigkeit des gewandten Kardinales ganz eingenommen wurde. Ezzelin beobachtete die Zwiesprach nicht ohne Argwohn.

Friedrich aber dachte an Blanca Lancia und ihre Prophezeiung. Er trat an's Fenster, sah, wie sie sich in ihre Schleier hüllte, ihren Zelter bestieg und von dannen ritt, als nehme sie sein Glück mit fort. Das Herz war ihm schwer und beklommen; die Vollkraft seines Willens aber weckte auch bald wieder den freudigen Muth. „So einsam und traurig stehst Du, mein Enzio!" sprach er zu diesem. Komm, Tapfrer! An diesem Freudentage sollst Du nicht leer ausgehen!"

Der Kardinal wurde aufmerksam; Petrus von Vinea, den er bezaubert hatte, eröffnete ihm leise des Kaisers Vorhaben. Der Kardinal erschrak, doch behauptete er mit größter Gewandtheit seine Maske der Freundschaft.

„Wie die Dichtkunst mit allen ihren Zaubern, so verherrlicht den Tapfern die Liebe der Frauen," fuhr der Kaiser zu Enzio fort. „Bei Cortenuova, Enzio, gewannst Du eine Krone und ein — Herz!"

„Was sagst Du, mein Vater?" erwiederte der Jüngling, jungfräulich erröthend.

Der Kaiser übergab ihm einen Brief, den Enzio schüchtern öffnete und las. Während dessen verkündigte der Kaiser den aufmerksam horchenden Gästen: „Mein Ahnherr Barbarossa ernannte den ersten König der Sarden. Ob Genua und Pisa um die Herrschaft Sardiniens sich streiten; der römische Kaiser und kein anderer ist der Sardenkönige Lehenshaupt. Wünschet, geehrte Freunde und Gäste, meinem Enzio Glück; die schöne Adelasia, Ubaldo Visconti's Witwe, Erbin von Torre und Gallura in Sardinien, reicht ihm die Hand zum ehelichen Bunde, und so be-

grüß' ich, als höchstes Lehenshaupt, ihn als König von Sardinien!"

Enzio hatte das Schreiben zu Ende gelesen und stand wie ein Träumer. Jetzt eilte er zu Selvaggia, die ihm engelmild aus reiner Seele zugelächelt, und legte seine glühende Stirn auf den weißen Nacken der Schwester. „Ruft die Mailänder zurück!" sprach Ezzelin! „Warum versparteſt Du dieß, o Kaiser, bis sie fort waren? Sie hätten die Lehre mit auf den Weg genommen, daß wo der Kaiser als Brautwerber kommt, jeder Priester mit seinem Guelfen abziehen muß."— Seine Blicke schweiften listig im Kreise und hafteten schadenfroh auf dem Kardinal. — „Ist kein Neider hier? Ich wünscht' es! Wären doch alle Deine Neider da, Kaiser, daß sie Dein Glück über ihre Scheitel hinaufwachsen sähen! Sie können es mit den Fingerspitzen nicht mehr erreichen, und ihre ohnmächtige Wuth bringt sie um!"

„Zweig an Zweig, Krone an Krone! Nicht

an die Zweige, — an den Stamm leg' ich die Axt!" beschloß der Kardinal, während er sich ehrfurchtsvoll dem jungen Könige näherte und ihm Glück wünschte.

„Ihr müßt wissen, edle Freunde!" sprach Ezzelino zu der Versammlung: „Se. Heiligkeit haben der Erbin Sardiniens einen wackren Guelfen, einen Porcaria, empfohlen, — ich weiß nicht, ob als Beichtvater oder als Vormund oder als Wächter, ich glaube: als Bräutigam!"

VII.

Heinrich hatte den Podesta Mailands, Pietro Tiepolo, nach dessen Bestimmungsorte gebracht und befand sich bald darauf im Schlosse Campofelice, um die zweite Hälfte seines Auftrages zu erfüllen.

„Königin!" begann er, noch unentschieden, auf welche zarteste Weise er der unglücklichen Frau das Unabänderliche mittheilen solle, er wagte es kaum, die Blicke zu ihr aufzuschlagen....

„Heinrich!"

Diese Stimme klang bekannt. Unwillkührlich richtete sich sein Auge empor. Er sah in ein

Antlitz, in dessen tiefen Furchen, in dessen Todesblässe, in dessen glanzlosen Augensternen das Wort: Verzweiflung geschrieben stand.

„Ich bin's!" sprach diese Frau, hohnlächelnd über sich selbst; „ich, um deren Liebe Du einst Dir den Tod gewünscht. Die junge, schöne, üppige, stolze Gebieterin eines Kaiserherzens, die Fürstin des Orients, die von Jerusalems Zinnen nach den Kronen des Abendlandes hinübersah! — nicht wahr: ich bin's?!"

„Manadora!"

„Du hieltest mich für die Gattin des gefangenen Königes, da Du mein Antlitz sahst; denn nur Gefangenschaft, meinst Du, kann Elend sein, und nur Entbehrung dessen, was ihr Glücksgüter nennt, mache vor der Zeit alt?"

„O sprecht, bei allen Heiligen beschwör' ich Euch, Madonna, was konnte Euch widerfahren, wodurch Euer Gemüth so schwer erkrankte?"

„Ja, eine Krankheit ist's!" erwiederte Mana=

dora; „eine Krankheit, — dieselbe Krankheit, an welcher die Erde im Herbste leidet, Ihr Thoren, die ihr das Jahr nach Tagen, und das Alter nach Jahren rechnet, Kämpfe nur nach Siegen, die Zahl der Wunden nur nach der Zahl der Feinde, die ihr nur dann vom Tode sprecht, wenn ihr einen Leichnam seht! — Aber was kümmert dies alles Dich! — Sprich, was Dein Auftrag an die Königin ist; — ein froher wohl kaum, — denn nie sah ich Dich als Bringer des Glücks; — bringst Du aber Unheil, so mag sie es besser aus meinem Munde erfahren."

Die Stimmung und das Aussehen Manadora's weckten in Heinrich die Erinnerung an die verdächtige Begegnung Kaf's in Rieti. „Ich wußte nicht, daß Ihr wieder in Campofelice wohnet," begann er, „und Euer Diener Kaf, den ich in Rieti traf und um Euch fragen wollte, entschwand mir wie ein Gespenst, eh' ich Näheres erfahren konnte."

Manadora war sichtbar von Besorgniß erschüttert. „Du sahst Kaf? In Rieti? — Was begann er?“

„Ich weiß es nicht! Als ich ihn festhalten wollte, entsprang er in das Haus des — Kardinales Sinibald, welches ihm zur Freistatt ward. — —“

„Zur Freistatt?“ rief Manadora, die mühsam behauptete Verstellung vergessend; — „der Treue in Gefahr?“

„In Gefahr? Weßhalb?“ erwiederte Heinrich, innerlich vor Argwohn und Zorn bebend, doch seine äußerliche Ruhe nicht verlierend, „weßhalb in Gefahr, Madonna? Hat er sich denn irgend eines Vergehens schuldig gemacht? wird er verfolgt?“

Manadora's Verwirrung wuchs, sie vermochte nicht zu antworten. Heinrich ahnte ihre Mitschuld an irgend einem ungeheuren Verrath, doch, daß sie that, was ihrem Willen widerstrebte,

daß sie im Hasse noch liebte, daß dieser Kampf es war, der ihre Schönheit verwüstet, der Tag und Nacht ihre gräßliche Seelenfolter war, — dies ahnte er nicht. Er glaubte, wohlwissend, daß der Kaiser sie verschmäht hatte, nur an ihre Rache und beschloß, um dieser entgegen zu arbeiten, auf Kaf Jagd zu machen. Für jetzt brach er schonend das für sie peinliche Gespräch ab und wandte es auf den gefangenen König.

„Bringst Du ihm," begann sie leichter aufathmend, — — plötzlich verstummte sie und gab ihm ein Zeichen, gleichfalls zu schweigen, denn Margarethe nahte.

„Ich weiß alles! O verhehlet mir nichts!" rief diese, auf Heinrich zueilend. „Das Schloß ist von euren Söldnern voll. Doch wollt ihr ihn morden, so mordet auch mich!"

„Ist's wahr? Du, Heinrich, kannst dies?" sprach Manadora leidenschaftlich, indem sie die Königin, als wolle und könne sie diese schützen,

umschlang. „Nein, Du kannst diesen Auftrag nicht erfüllen, Heinrich! Wenn Du mich einst geliebt, wenn Du an einen Gott, an ein Wiederfinden drüben, an ein Gericht über die Auferstandenen glaubst, so kannst Du's nicht. Wie zwei Schwestern nur eine Seele in zwei Körpern, so bin ich eins mit Ihrem Schmerz, mit ihrem Unglück, mit ihrer Liebe. Es gibt nichts Heiligeres als das Unglück, Heinrich!"

„Beruhigt Euch, edle Frauen!" erwiederte Heinrich, „Eure Besorgnisse sind völlig grundlos; nicht um den Sohn meines Herrn und Kaisers zu morden ward ich hergeschickt; schlecht kennt ihr ein Vaterherz, wenn ihr ihm so etwas zutraut!" — Die Königin blickte ihn noch immer ungläubig an. „Mit meiner Ehre verbürg' ich die Wahrheit!" fuhr Heinrich fort, — und mit einem Seitenblick auf Manadora: „Wie schlecht kennt Ihr den edlen Kaiser!" Hierauf zur Königin: „Nicht von einem heimlichen Ge-

richte ist die Rede; ich bin hier, um dem Könige den Beschluß anzukündigen, daß er Campofelice verlassen und nach Neocastro in Calabrien ziehen wird." —

„Fort von Dir?" rief Margarethe, indem sie sich an Manadorens Arm hing. — „Von der einzigen Freundin, die wir, von allen Verlassene, im Unglück fanden?" — Heinrich beobachtete die beiden Frauen scharf, Manadorens Verwirrung entging ihm nicht. — „Eine andere Art des Sterbens ist dies nur," fuhr Margarethe fort, — „ein trostloseres! O ich fass' es ganz! In einen Kerker, fern von fühlenden Menschen! Was thaten wir ihm, daß er uns auch den Balsam der Freundschaft entzieht? Was geschah denn so Entsetzliches, daß er diese neue Buße verhängen darf?"

Heinrich zuckte die Achseln und ließ Manadoren nicht aus dem Auge.

„O nicht dies Schweigen!" flehte die Köni-

gin mit rührender Innigkeit, gewiß Du weißt es. Gewiß hat der strenge Richter einen Grund. Vielleicht versahen wir unschuldig, unwissend irgend etwas, das uns zum Verbrechen angerechnet wird. Wenn Ihr mild seid, so sagt es mir, damit wir es künftig vermeiden, damit nicht neuer Grund gegeben sei, meinen armen Heinrich noch härter zu strafen, als er schon büßt."

„So wisset," sprach Heinrich, Manadorens Verlegenheit und Angst bemerkend, und auf diesem Grunde seines Argwohns weiter forschend, — „allerdings verhängte der Kaiser die Versetzung von Campofelice nach Neocastro nicht ohne Grund. Es wurden Briefe gefunden und aufgefangen, von dem Könige geschrieben, worin der Lombarden Trotz bestätigt, Hülfe verheißen." —

„Das ist nicht wahr! rief Margarethe, welche im Bewußtsein ihrer eigenen Reinheit ihren Gatten der angeschuldigten Vergehen nicht fähig hielt. Alle geheimen Verhandlungen, welche ihr

Gemahl und ihre Freundin durch den Eunuchen mit den Feinden des Kaisers gepflogen hatten, waren ihr verschwiegen worden; der verrätherische Sohn scheuete ihre Tugend und ihre Entschlossenheit, welche ihn — der eigensinnig und doch schwach war, — von der Ausführung seiner Plane abgehalten hätte. „Es ist wahr!" entgegnete Heinrich; „des Kaisers Leben stand auf dem Spiel!"

Manadora stieß einen Schrei aus; sie drohte bewußtlos umzusinken, Heinrich eilte zu ihr und fing sie in seinen Armen auf. „Was ist Euch, Madonna? — Ihr zittert! Hat denn des Kaisers Leben für Euch noch Werth?"

Ehe Manadora sich wieder erholte, trat der König in das Gemach, sah Heinrich und fragte finster: „Wer wagt es, vor meiner Gattin anders als auf den Knieen zu erscheinen? Wer kommt in mein Schloß, ohne meine Erlaubniß?"

„In Euer Schloß?"

„In meins!"

„Madonna!" sprach Heinrich zu Manadora, die wieder zur Besinnung kam, — „hört Ihr's? Seit wann ist Campofelice des Königes Eigen?"

Manadora aber hatte für nichts Gedanken, als für den geliebten Gehaßten. „Sein Leben bedroht? Ist's wahr? Barmherzigkeit! Sprich die Wahrheit!"

„Gott wandte die Gefahr von seinem Haupte," erwiederte Heinrich. Dann zu dem Könige: „Des Kaisers Abgesandter bin ich; und habe Befehl, Euch nach Neocastro zu bringen, da Ihr leider auch von Campofelice aus...."

„Kein Wort weiter!" unterbrach ihn der König. „Wenn auch gefangen, bin ich doch stets noch König; ich wich und weiche nur der Übermacht, und dulde keinen Vorwurf!"

„O wäre diese Übermacht, der ihr weichet, die der Liebe!" sprach Heinrich schmerzinnig. „Wer verdient sie mehr, als der, den Ihr befehdet! ——"

Der König wandte dem Treuen den Rücken, winkte seiner Gattin und redete leise einige Worte mit ihr. Hierauf sprach er, zum Fenster hinaussehend, und noch immer den Rücken dem Boten des Kaisers zugekehrt: „Sage Deinem Herrn, wie Du mich gefunden, ungebeugt durch seine Tyrannei! Ja, Tyrannei! — Das Erbrecht gilt ihm ja als heilig. Nur das Erbrecht war's, nach welchem ich mein Reich forderte. Doch er verkürzt seine im Ehebette gebornen Söhne in dem, was ihnen vor Gott und Welt gebührt, um den Raub an seine Bastarde zu verschenken."

„Worte, die ich nicht hörte!" versetzte Heinrich.

„Du sollst sie hören, der Kaiser, die Welt soll's!" rief der König leidenschaftlich, indem er rasch sich umdrehte, und mit drohender Miene auf Heinrich losging. „Niemand soll glauben, daß das Unglück mich mürbe gemacht, — niemand mich für einen prahlerischen Schwächling halten."

„Ich weiß — —" erwiederte der Treue.

„Was weißt Du, Heinrich?" fiel ihm Manadora angstvoll in's Wort.

„Heinrich?" sprach der König. „So heißt der Knecht wie der König? Ein Spott des Kaisers! Ein Mährchen wirst Du von Zunge zu Zunge tragen: „Der treue Heinrich führte Heinrich den Verräther! — O Erbärmlichkeit dieser Zeit! Hündischer Knechtssinn heißt Treue, und Mannskraft, Freiheitslust nennt ihr — Verrätherei! — Wie er so fromm, so heilig dasteht, der „treue Heinrich," in seinem Mantel der Demuth! Und ich, von Halbmännern als Ungeheuer verschrieen, wie ein Dieb und Räuber um Freiheit gebüßt, weil Unglück mein Verbrechen. Wäre mein Wollen geglückt, Hunderttausende verehrten mich jetzt wie einen Heiligen, im Staube. O Freiheit! Freiheit!"

Heinrich verschmerzte die Beleidigungen, welche ihm der König zugefügt; doch den Kaiser falsch

beurtheilt zu wissen, konnte er nicht ertragen. „Beim ewigen Gott! Ihr thut ihm Unrecht!" versetzte er; „selbst jetzt noch, da seine eigene Sicherheit ihn zwingt, Euch unschädlich zu machen, liebt er Euch, o König."

„Ich wollte er müßte mich fürchten!" rief dieser.

„Könnt Ihr selbst es läugnen?" fuhr Heinrich fort; „behandelt er Euch nicht bis heute, als hättet Ihr nie etwas unternommen, was ihn zu harten Maßregeln gegen Euch zwang?"

„Bin ich nicht gefangen?" rief der König, „sagt dies eine Wort: Gefangenschaft nicht genug? Bin ich minder gefangen, weil er mich leidlich behandelt? Ich wollte lieber ich wäre todt, als gefangen! Er fühlt es nicht. Er hat mich nie geliebt, drum hat er auch kein Recht auf meine Liebe. Doch würde ihm je einer seiner Lieblinge geraubt, wüßte er einen von ihnen, den blonden Enzio, den weichlichen Fried-

rich gefangen, — alle seine Kronen gäb' er darum, sie auszulösen. O käm' ein solcher Tag und ich lebte noch und wüßt' es! Zum erstenmale würde ich wieder lachen, wie bis heute nicht mehr, seit ich der Übermacht erlag!"

Schaudernd wandte sich Heinrich von ihm ab, doch alsobald erwiederte er freudig im Vertrauen: „Vergebens werdet Ihr einen solchen Tag erwarten. Über des Kaisers Geschicken wacht Gott, welcher seinen edelsten Sohn, den treuen Verwalter seiner Herrschaft auf Erden, den Schutz des Rechtes, den Anwalt aller Bedrängten, den Vorfechter der Freiheit, für das Menschengeschlecht nie wird sinken lassen! Von Stunde zu Stunde wächst sein Glück, seine Ehre, seine Herrlichkeit, kein Sturm wird sie erschüttern und entwurzeln, denn Tugend ist ihr Mark."

„Sag' lieber: Glück ist Tugend," spottete der König, „dann hast Du in's Schwarze getroffen. Fluch Jedem, der auf Erden an Be-

ständigkeit glaubt! Seht! Ihr spielt mit Namen! Glaube jeder nur an sich selbst! Mit einem Schritt drüber hinaus sind wir schon preisgegeben."

Die Thräne im Auge seiner Gattin strafte ihn der Lüge. In Heinrich's Brust aber weckte der mehr erkünstelte als wahre Trotz zum ersten Male wieder Gedanken an ein Sein nach dem Tode. „Und dies Nichtverständniß zwischen Vater und Sohn bliebe ewig, indem jeder mit dem Tode aufhört zu sein? Der Schmerz des Vaters, der jammernswerthe Wahn des Sohnes, kämen nie, nie durch Liebe zur Lösung? Kein erster Blick des Wiedersehens jenseits schmölze die Eisrinde?"

Der König betrieb selbst mit Unruh' die Anstalten zur Abreise. Der Anblick seines eingebildeten Eigenthums Campofelice war ihm verhaßt. Er entsagte seinen Hoffnungen mit einem Trotz, der einer besseren Natur würdig gewesen wäre.

Schmerzlich war das Scheiden für die beiden Frauen, welche das Unglück mit heiligen Banden aneinander geknüpft. Manadora war die Unglücklichere, denn sie trug nebst dem Unglücke noch die Schuld, sie liebte und wußte es nicht, sie haßte und wollte es nicht; sie zitterte für den, den zu verderben ihr Schicksal sie hingerissen hatte.

Eine Stunde, bevor der König abreiste, eilte Manadora zu ihm, um ohne Zeugen mit ihm zu sprechen. Sie warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, in der Ferne nichts gegen seinen Vater zu unternehmen. Er staunte, aus ihrem Munde diese Bitte zu vernehmen, und fragte sie um den Grund dieser Umwandlung ihrer Sinnesart. Sie vermochte es nicht auszusprechen, was in ihr vorging. „Seid versichert, Madonna," sprach der König stolz und hämisch zum Abschied, „daß ich nichts thun werde, was ich nicht kann. Seht hier die beste Arzenei gegen die

Seelenschwindsucht: Reue! Lebt wohl, kühne Bundesgenossin! Ich sehe: Ihr seid ein Weib. Wehe, wer einem Weibe vertraut!"

Das war sein Dank! In demselben Augenblicke trat Margarethe zu ihm, welche freiwillig seine Gefangenschaft theilte und ihm auch jetzt freudig in den neuen Kerker folgte.

Das Unglück Margarethens war in Manadorens Seele so verwachsen, daß diese, als sie allein war, sich erst jetzt völlig verwaist fühlte. In dieser Einsamkeit erhob sich die verkannte, zurückgedrängte, verläugnete Liebe mit solcher Riesenkraft aus dem Bewußtsein ihrer Schuld empor, daß sie vor sich selbst den tiefsten Abscheu empfand. Sehnsucht nach Bekenntniß und Buße, Sehnsucht nach Auflösung, Sehnsucht nach einem einzigen belebenden Blicke des Ge-

liebten, welche in ihr wechselten, erschütterten ihren kranken Organismus immer heftiger.

Da kam Kaf; er fand sie wie eine Sterbende. Ihr Zustand verwirrte ihn zum ersten Mal und machte ihn rathlos; denn alles Bemühen, ihr Friedrich's Schuld grell vorzumalen, sie in ihrem Racheſtreben aufrecht zu erhalten, war vergebens; er erkannte endlich den wahren Grund ihres Leidens und raste darüber. Ein Rückschritt war jetzt unmöglich, auch wenn er selbst die Schmach hätte vergessen können. Er fühlte, daß sie nur dadurch genesen könne, wenn sie sich ganz auf Friedrich's Seite schlüge, und wie sie früher auf seinen Antrieb ihr Leben zu einem einzigen Plan, jenen zu verderben, gemacht, so nun ihr Dasein nur als einen Theil von Friedrich's Dasein betrachte, ihm als schüzzender Engel auf allen seinen Wegen folge. Doch es war zu spät; er hatte dem Kardinal Sinibald das Geheimniß ihrer Geburt verrathen; sie

war verloren, wenn sie jetzt von den Feinden des Kaisers sich abwandte, denen sie verfallen war, ohne es zu wissen. Auch sich selbst wollte Kaf nicht aufgeben.

Er bot alle stärkende Heilmittel auf, deren Kenntniß er von Clincior, dem Tiefkundigen, erworben hatte, um die ermatteten Lebenskräfte seiner geliebten Herrin anzufrischen. Doch nicht mehr gelang seiner Kunst, als daß Manadora nach so langer Zeit wieder in einen erquickenden Schlaf verfiel. Er wachte an ihrem Lager und übersah in Gedanken das ganze Gewebe, das er angesponnen. Draußen tobte ein herbstlicher Sturm und drehte die Wetterfahne eines Thurmes im Kreisel. — „Ah, braver Hahn, den Allah selbst nicht zum Kapaun machen kann!" sprach er, leise, um ihren Schlaf nicht zu stören, — „drehst Dich rastlos im Kreise wie ein Menschenherz, und krähst mir Weisheit in die Oh-

ren! Weisheit? Erbärmlichkeit! — Nein! Ich lasse nicht ab." — —

Manadora regte sich im Schlafe. Zärtlich wie eine Mutter neigte sich der Eunuch über sie; eine Wehmuth kam über ihn, wie er sie nie empfunden. Sie faltete die Hände über der Brust, wie eine Todte. Er rückte ihr sanft das Kissen unter dem Haupte zurecht, und betrachtete das einst so schöne, jetzt vom innern Kampfe so entstellte, so früh gealterte Antlitz.

„Du darfst nicht untergehn! O Allah, erleuchte mich! O Allah, laß mich nicht wanken! Wenn sie jetzt plötzlich die Augen aufschlüge, mich jetzt bäte: Rette ihn! mit derselben Stimme, die einst so süß, so bezaubernd klang, — all mein Entschluß wäre hin, und ich würfe mich mit ihr vor die Füße des Verhaßten hin, der mich.... Nichts! Nichts! Ich werde alt! Ich bin ein Thor!" Er warf sich zur Erde und betete inbrünstig: „Lieber tödte mich, Allah, lieber

tödte mich jetzt! Nur mir selbst untreu laß mich nicht werden!"

Ihr Schlaf wurde unruhig. Sie bewegte sich hin und her; ihre Hände lösten sich von einander, und die eine glitt über das Bette hernieder. Er kniete vor sie hin und berührte sie mit den Fingerspitzen, dann mit den Lippen. „O Herrin! O Kind! — — — Allah, Du nahmst mir alles. Doch Du gabst mir dies Wesen! — Sei gepriesen in Ewigkeit! ...." In heiliger Inbrunst schwieg er. Dann betrachtete er wieder ihre welke Hand, ihre Züge, aus denen Gram und Kampf jede Spur von Schönheit getilgt hatten.

„War ich's, der Dich elend gemacht? — — Kann ich Dich wieder glücklich machen? ...."

„Nein, ich kann's nicht, kann's nicht! Dich, das einzige, das ich liebe? Fluch, daß ich zur Welt kam! — — Um diesen Preis? — Nein!"

Da erwachte sie, sah den Treuen und reichte ihm wehmüthig freundlich die matte Hand.

„Ich verstehe Dich!" sprach sie mit heiserer Stimme. „Du hast es gut mit mir gemeint. Aber Du heilst mich zu Tode!"

Da war ihm zu Muth, als müßte er aufspringen, zum Kaiser hineilen, alles bekennen und sich freudig in den Tod stürzen. Allmählig, jemehr sie wieder zum Bewußtsein ihrer Lage kam, stellte sich die Liebe wieder ein, mit der Liebe aber auch die Sorge um den Geliebten.

„Ist es wahr?" fragte sie hastig.

„Was?"

„Daß sein Leben in Gefahr?"

Diese Frage erkältete Kaf's Mitleid. — „Nein!"

„Du lügst!"

„Leider nicht!"

„Du bist ein Unmensch. Ich verabscheue

Dich. Du rissest mich in ein Labyrinth, aus welchem kein Ausweg."

„Einer: der Tod Friedrich's!"

„Eh' sterb' ich selbst! Eh' stirb Du!"

„Stirb, doch groß!"

„Zu ihm, zu ihm!"

„Zu Dir! Zu Dir selbst komm!" sprach er grimmig, „oder geh hin! Laß Dich verachten! Laß Dich Buhlerin nennen! Laß Dich von ihm auf's neue zurückstoßen!"

„O mitleidsloser Teufel!"

„Teufel oder Engel!" sprach er gebieterisch, „Du wirst nichts thun, was ich nicht beschließe. Du bist in meiner Gewalt. Du bist ein Kind, das nicht weiß, was es will, das geleitet sein muß. Einst warst Du groß, frei, — wußtest nichts Erhabeneres, als daß Du Weib seiest. Jetzt weiß ich nichts Erbärmlicheres, als ein Weib! Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um wie ein Missethäter Gnade zu erbet-

teln; Gnade von ihm! Gnade von einem Menschen, dem ich, der Sclave, noch die Ferse auf die Brust setzen werde."

„Wag' es!" rief sie.

„Ich wag' es! Ich werd' ihm sagen: Was ein Mensch ist. Du gibst Dich auf. Ich mich nicht! — Du willst getreten sein. Ich nicht. Du willst verachtet sein. Ich war's, und will ihn lehren."

„Verhaßter, fort!"

„Schwachmüthige, fort! Wenn Du kannst, nämlich! Versuch's ohne mich!"

„Ich verabscheue Dich!"

„Ich bemitleide dich! Das ist mehr als verabscheuen."

„Manadora sprang auf. „Soll ich Dich züchtigen lassen?"

„Du?" lachte Kaf.

„Ich!" rief Manadora.

„Ich sage, was Du bist, und Du bist ge-

züchtigt. Was Du bist? — Nichts! Ein schlimmerer Zwitter als ich selbst! Vor welchem Gericht willst Du mich richten? Vor dem Kaiser? Er verachtet Dich! — Vor dem Papst? Er nennt Dich: Weib! — Vor Gott? Er kennt Dich nicht, er verwirft Dich."

„Vor meinem Gewissen; es richtet Dich——"

„— — Und Dich! Du kannst nichts beginnen, was ich nicht gutheiße."

Sie verließ das Gemach.

„Arme Manadora!" sprach er ihr nach. „Weißt Du, was ich empfand — für Dich? — Es muß anders werden, und schnell! Sie muß erfahren, daß sie eine Lavagna ist."

Er eilte ihr nach. Sie stieß ihn von sich. Er umfaßte sie mit Riesenkraft und lachte ihr frech in's Gesicht. „Sträube Dich nicht! Deine Schönheit welkte mir dahin! Deine Seele zwing' ich, genieß' ich dafür. Sie ist mein, ich entzünde sie an meiner Glut, verjünge sie drin.

Unauflöslich bist Du an mich gebunden. Alles, was ich seit Du geworden warst, that, — that ich für Dich. Auf der Dämoneninsel erblicktest Du das Licht der Welt; ich half Deiner Mutter in ihren Wehen. Ich muß zum Prahler werden, damit Du nur an mich glaubst, grausames, entsetzliches Weib, deren Wankelmuth mich in Raserei jagt! — Du lagst das erste Mal schlummernd im Grase, Deiner Mutter fielen vor Thränenmüde die Augen zu. Ich kam herzu; eine Schlange hatte sich um Dich geringelt, glatt und schön wie Friedrich; sie züngelte nach Dir, die geringste Bewegung hätte sie zum Biß gereitzt. Da legt' ich meinen Arm zwischen Dich und sie; sieh her die Narbe!" Er streifte den Ärmel auf. — „Verfolge meine Schmach bis in die ersten Fasern des Anlasses zurück, — für Dich war's, daß ich sie litt. Meine Schmach war ein Abbild der Deinigen. Meine Rache ist die Deinige. Als ich zwischen Deinen Wimpern

den Wunsch funkeln sah: Gülnare sei nicht mehr; — fragt' ich Dich nicht weiter, führte ihn aus, verlangte, als die Wellen über ihr zusammengeschlagen, kein Wort des Dankes....“

Ohne einen Laut hervorzubringen, die halb geöffneten Lippen starr, die Augensterne wie ausgeglüht in die Höhlen versunken, langsam, knickt sie in sich zusammen.

Sein Mitleid in die Brust zurückpressend, fährt Kaf nach kurzer Frist fort: „So bist Du an mich gebunden! So halt' ich Dich. Ich wollte Dich, weil Du verschmäht, verstoßen wardst, groß machen vor aller Welt, — trotz Deines Wankelmuths mußt Du's werden! Was ich gesät, ist aufgegangen und reift. Wir haben es mit Priestern zu thun; ein Priester läßt nichts, was er begonnen, unvollendet; ein Bund mit einem Priester ist wie ein Bund mit der Hölle; Du unterschreibst mit Deinem Blut ohne Reukauf. Noch mehr: Die Natur selbst

flocht das Netz, das Dich umfängt. Der Kardinal Sinibald ist ein Lavagna, und Du, Fürstin von Campofelice, bist die Tochter einer Lavagna. Seit Kurzem weiß es der Kardinal. Noch mehr: Die Bulle ist geschrieben, welche den Kaiser bannt und seine Kronen ausbietet; sie ist fertig, daß Du sie in jeder Sekunde an das Thor seines Pallastes heften kannst. Sieh, so steh' ich, der Eunuch, der Heide, mit den Fürsten der Christenheit. Und jetzt, jetzt willst Du mir, Dir selbst widerstreben? Wälze Jahre zurück, wenn Du kannst! Und liebtest Du ihn, wie nur ich Dich lieben kann, liebte er Dich, wie Du ihn lieben konntest, — Du mußt! Du selbst gabst den Willen auf, so beuge Dich jetzt endlich der Nothwendigkeit!"

Manadora hatte sich allmälig erholt; von Wort zu Wort war ihr Bewußtsein klarer geworden. Aus dem geistigen Tode, in den die Kunde von Gülnarens Mord sie versenkt, erhob

sie sich jetzt in neuem Leben. Das Göttliche brach in erhabenem Triumph die Fesseln, unter denen es bisher im Abgrund ihrer Seele gelegen, bedeckt von den Schlacken der Leidenschaft. Sie fühlte die Kraft und Heiligkeit der Freiheit, jetzt, da sie das ungeheure Netz der Verhältnisse sah, das über sie geworfen lag. Der Stolz der Tugend war's, der sich gegen die Knechtschaft empörte, der sie trieb, einen Wettkampf einzugehen. Sie fühlte die ächte Würde des Weibes, und nicht bloß Reue, nicht bloß Liebe war's, was sie aufforderte: der schützende Engel des Kaisers zu werden, sondern die Erkenntniß. Aus der Erkenntniß aber sprang der gerüstete Entschluß. Der Entschluß hatte sie geheilt. Der Frauen Erbtheil: Klugheit stand ihr bei; sie wachte sorgsam über jede ihrer Mienen, über jedem ihrer Worte, daß Kaf nicht vor der Zeit ihren Entschluß ergründe. Auf den Grund ihrer Ergebung in die Nothwendigkeit erforschte

sie von Kaf die genauesten Details der Verhältnisse, der Charaktere; sie erfuhr, daß der Kardinal den Großrichter Petrus von Vinea, den er durch seine einschmeichelnde Persönlichkeit gewann, völlig von der Parthei des Kaisers abziehen zu können hoffe, daß die Kämpfe des Kaisers zur Unterwerfung der Lombarden nicht von seinem früheren Glücke gekrönt worden, daß er genöthigt war, von dem Plan, Mailand zu belagern, abzustehen, und zuerst die kleineren Städte zu erobern, daß Brescia ihm widerstanden hatte, daß der Papst erzürnt, daß der Kaiser auch Sardinien gewonnen, allenthalben Legaten und Bettelmönche hinschickte, welche dem Volke den Kaiser als Gotteslaugner, als heimlichen Bekenner des Islam, als Tyrannen schilderten.

Das Erste, was geschehen mußte, war: den Arm der Hierarchie aufzuhalten, bevor er die Bulle niederschmetterte. Erwünscht war ihr jetzt ihre Verwandtschaft mit dem Kardinal. Kaf war

überrascht, als er die plötzliche Verwandlung ihres Wesens, ihre Ruhe und Besonnenheit gewahrte, und den sichern Takt ihres Benehmens fühlte; er wurde fast mißtrauisch, als sie ihm befahl, zur Reise zu rüsten, als er erfuhr, daß sie eine geheime Zusammenkunft mit dem Kardinal beschlossen habe. Auf's listigste versuchte er, sich in ihren Plan einzuschleichen; sie aber setzte seiner Schlauheit eine eben so feine entgegen, und alle seine geschmeidigen Fragen glitten an ihrer meisterhaften Unbefangenheit ab.

VIII.

In einem nicht weit von Rom in der Campagna gelegenen Landhause traf Manadora (in dürftiger Kleidung war sie gekommen, und nur von Kaf begleitet, um weder durch Staat noch durch Gefolge Aufsehen zu erregen) mit dem Kardinal zusammen, welcher ihr mit größter Höflichkeit und Galanterie entgegenkam, wie die Klugheit es ihm, der von den Frauen im allgemeinen eine geringe Meinung hatte, einer Frau gegenüber vorschrieb, von welcher er bis jetzt nur erfahren, daß sie so leidenschaftlich und schwach sei, wie er sich alle Frauen dachte, und deren

geschmeichelter Eitelkeit die kämpfende Hierarchie und seine eigenen Plane schon jetzt bedeutende Unterstützung zu verdanken hatten. Wie erstaunte daher der Kardinal, als er sah, daß er eine Frau vor sich hatte, welche, weit entfernt sich blindlings beherrschen zu lassen, die Verhältnisse und die Menschen mit Scharfblick und Klarheit des Urtheils zu beobachten und zu würdigen verstand, welche sich in keinem Augenblicke etwas vergab, mit richtigem und sichern Takt alles Gehässige vermied, mit größter Feinheit auf Umwegen stets zu ihren Absichten zurückkehrte und durch die Harmonie ihrer ganzen Erscheinung imponirte. Zeit, Leidenschaften, Gram und vor allem das lange Schwanken und Ringen hatten ihre Schönheit ausgelöscht; an deren Stelle aber war, seit sie zur Erkenntniß ihrer Bestimmung, ihrer Würde gekommen, der mächtig und wohlthätig bezaubernde Reitz jener Innerlichkeit getreten, deren Wesen sich durch Worte sowenig

vollkommen bezeichnen als durch Blicke allein vollständig erfassen läßt. Weniger als das Eigenthümliche ihrer Erscheinung befremdete ihn ihre Bitte, dahin zu wirken, daß der Bannstrahl noch zurückgehalten werde; er war nach Kaf's Andeutungen auf diese Bitte gefaßt, aber die Gründe, wodurch sie diese Bitte unterstützte, überraschten ihn. „Der Kaiser sei darauf vorbereitet," sagte sie, ohne sich darauf einzulassen, zu bekennen, woher sie dies wisse; „er werde dem Banne zu begegnen, ihn unschädlich zu machen versuchen; die kirchliche Waffe, mit deren Anwendung haushälterisch umgegangen werden müsse, wenn sie fortwährend Furcht erwekken solle, diese kirchliche Waffe werde überdies nur dann der Absicht des Papstes und des Kardinals kräftig entsprechen, und das Ansehen des Kaisers im Volke erschüttern, wenn er selbst sie durch irgend einen Fehler, den er wirklich begangen, auf sich heranlocke; lege ihm aber die

Kirche erdichtete Fehler zur Last, nur um den Bann gegen ihn aussprechen zu können, so werde die Lüge auf die Kirche selbst zurückfallen und des Kaisers Ehre, Macht und Herrlichkeit befestigen, statt zu untergraben." Der Kardinal fühlte aufs lebhafteste das Wahre aus diesen Gründen heraus, und obwohl er überzeugt war, daß der Papst, was er einmal beschlossen, nicht zurücknehme, obwohl auch er selbst nicht geneigt war zur Zurücknahme beizutragen, versprach er ihr doch, nach Kräften diesen trefflichen Rath zu befolgen. Das Herz blutete ihr, indem sie einige Artigkeiten des Kardinals über den Eifer empfing, womit sie der heiligen Sache gegen den Tyrannen diene; sie hätte laut bekennen mögen, daß sie den Kaiser noch immer liebe und seine Feinde hasse und verabscheue, diesen ihren herzlosen, heuchlerischen, eigennützigen Vetter vor allen, den sie schnell durchschaut hatte. Daß sie, um den Kaiser zu retten, seine Feindin schei-

nen, daß sie das Höchste, wofür sie freudig ihr Leben gegeben hätte, nunmehr unterm Schleier der Verrätherei erstreben konnte, — das fühlte sie tief schmerzlich als den Fluch ihres frühern Wandels, des kindisch-weibischen Stolzes, der träumerischen Willenshalbheit, des wie im Wahnsinn wirklich versuchten Verraths. Mußte sie nicht sogar, um kein Mißtrauen an ihrer Aufrichtigkeit zu wecken, ihre Reichthümer, welche sie so gern zur Verstärkung von Friedrich's Macht hingegeben hätte, dessen Feinden aufschließen, und sein Verderben damit nähren? Sie schauderte vor der Sicherheit, in welcher ihr Leichtsinn bisher sich gewiegt, alle diese Schätze waren so zu sagen nicht ihr, sondern Kaf's Eigenthum; dieser allein kannte ja die Aufbewahrungsorte und Quellen derselben, um welche sie sich nie bekümmert hatte.

Sie bat den Kardinal, ihr fortwährend durch vertraute Boten von allem Nachricht zu geben,

was er und Gregor gegen den Kaiser Feindseliges beschlossen hätten, und verließ ihn mit der Versicherung ihres Eifers und froh in der Hoffnung, auf diese Weise den Kaiser stets noch zu rechter Zeit warnen zu können. Doch wie dies bewerkstelligen? Hier ging die Treue zu Ende, die ihr der Eunuch in allem Übrigen erwies. Wer konnte diese Aufträge mit Gewissenhaftigkeit ausrichten, als sie selbst, wessen Leben konnte sie auf's Spiel setzen? Das ihrige gehörte dem Kaiser!

Auch jetzt mußte er wissen, was die Kirche gegen ihn im Schilde führte, um sich dagegen zu wappnen. Er befand sich gerade in Padua, wohin Ezzelin ihn eingeladen, wo ihm die schönsten Frauen in Festgewändern auf herrlich geschmückten Zeltern, die Bürger mit dem Carroccio der auserlesensten Krieger vor den Thoren empfangen und unter Jubel und Musik in die Stadt geführt hatten. Padua's Frauen fühlten

sich von ihm bezaubert und allenthalben waren die Worte zu ihrem Lobe bekannt geworden, die er zu Ezzelin gesprochen, ihre Anmuth und Bildung über die aller Frauen der Welt erhebend. Manadora beschloß, selbst nach Padua zu reisen und sann, wie sie sich des Eunuchen, der ihr nicht von der Seite wich, auf's unbefangenste entledigen könnte. Zu diesem Zwecke schien ihr das Passendste, ihn mit freundschaftlichen Briefen und Geschenken an Margarethe von Österreich nach Neocastro zu schicken. Schon fürchtete sie, daß er ihre geheime Absicht errathen habe und Widerspruch einlegen werde; zu ihrer größten Freude schien der Auftrag ihm erwünscht zu sein und er machte sich eilig auf den Weg. Mit größter Vorsicht traf sie nun die Anstalten zu ihrer Reise.

Am Palmensonntage traf sie in Padua ein, wo auf dem Prato della valle zu Ehren des Kaisers prachtvolle Lustkämpfe und Wettrennen

gehalten wurden. Freude und Begeisterung für den Kaiser wehte ihr bei jedem Schritte entgegen, aus jedem Munde hörte sie seine Milde, seine Liebenswürdigkeit, seinen Ruhm gepriesen; nur hie und da murmelte ein wilder Lombarde zwischen den Zähnen: „Tod dem Tyrannen!"

Im einfachen männlichen Gewande drängte Manadora sich durch das Volk, welches auf dem Prato wimmelte. Wie schlug ihr das Herz, als sie in geringer Entfernung die von Heiterkeit verklärten Züge des Geliebten sah, welcher auf einem erhöhten Throne sitzend, die Freuden des Volkes genoß, die er durch seine Gegenwart veredelte. Nicht weit von ihm stand gleichfalls erhöht Peter von Vinea und verkündete dem Volke des Kaisers Wohlwollen für Padua. Zu Friedrich's Throne aber drängte sich Jung und Alt, Vornehm und Niedrig; wer irgend eine Bitte auf dem Herzen hatte, betrachtete im frohen Vertrauen ihn wie einen Gott, der jede gewähren

könne. Wohl ein Gott mußte er wie er gegen jeden, ohne Unterschied des Standes, gleich mild, gleich herablassend war, jeden hörte, jedem Trost zusprach, den Bürgern Padua's erscheinen, welche sonst Ezzelin's Geißel fühlten, dessen Grausamkeit Selvaggia wie ein Engel, wo sie konnte, hinderte.

Der Augenblick war günstig, wie so bald kein zweiter. Manadora drängte sich durch die Reihen zu Friedrich's Sitze, kniete, die Blicke zu Boden gesenkt, vor ihm hin und flüsterte ihm zu: „O hüte Dich, Herr, vor Rom! Eine Bannbulle wird, eh' Du dran denkst, das Panner für Deine geheimen und offnen Feinde sein."

„Träumst Du," erwiederte der Kaiser, sich tiefer neigend, um das Antlitz des unbekannten Warners zu sehen.

Da scholl eine Stimme aus der Mitte des Volkes: „Heute spricht der heilige Vater in

Rom den Bann über den Kaiser und übergibt seine Seele der Hölle!"

Niemand konnte den Mann ermitteln, der diese Worte gesprochen, aber mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde über den Prato und zerstörte den Jubel. An des Kaisers Seite aber stand der treue Heinrich und sprach zu ihm, auf den unbekannten Warner weisend: „Dein böser Engel!"

Jetzt erkannte Friedrich sie. „Weshalb verfolgst Du mich, Manadora?" sprach er schmerzlich zu ihr.

„Ich — Dich!" Sie konnte die Thränen nicht zurückhalten. — Hastig fuhr sie fort: „Du hörst mich doch! Ich wußt' es ja, daß Du es werdest." O hüte Dich vor dem Kardinal. Er will nicht blos, wie Gregor, Schmälerung Deiner Macht, — nein, Dich ganz und gar verderben will er, und Du hältst ihn für Deinen Freund! Hüte Dich vor Peter von Vinea!"

Da stand der Kaiser entrüstet auf. „Jetzt erkenn' ich Deine Falschheit! Fort! Du willst Mißtrauen in mir säen, daß ich meine wahren Freunde verkenne! Wähnst Du, ich wisse nicht, daß Du es warst, die meinen unseligen Sohn berückte, daß Dein Knecht seine Briefe, Deine und des Papstes Gelder den Lombarden zutrug? Fort! Fort! Danke es diesem Freudentage, daß ich die Gerechtigkeit der Gnade unterordne."

Manadora rang, auf den Knieen vor ihm liegend, in Todespein. So verkannt zu werden, und — es zu verdienen! Konnte sie es ihm verargen? Mußte er nicht? Was gab ihm Grund, ihr zu glauben?

Der Kaiser schritt, sie nicht beachtend, hinweg. Mit dem Antlitz auf der Erde liegend, hörte sie nichts, als das dumpfe Brausen der Volksmenge, das scholl, als wäre der Tag des Gerichtes angebrochen, an welchem die Todten alle aus ihren Gräbern hervorgehen und sich

schaaren, den Ausspruch für die Ewigkeit zu erwarten. So lag sie lange. . . .

Endlich rüttelte sie Jemand am Arme. — Sie regte sich nicht. —

„Manadora!"

Es war Kaf. Die Volksmenge hatte sich, da der Kaiser den Platz verlassen, ihm nachgedrängt. Die beiden waren allein. — „Auf den Knieen — vor ihm!" murmelte Kaf ingrimmig. „O Schmach, die nichts löscht als sein Blut!"

Sie erhob sich und erwiederte ihm mit erhabener Ruhe: „Ich weiß, Du liebst mich, aber Deine Liebe ist ein Mord. Hier trennen sich unsere Wege. Man kann nicht dem Himmel und der Hölle zugleich dienen. — Ich halte Dich nicht!"

„Gut!" erwiederte Kaf tückisch, — sein Haß gegen Friedrich übertäubte zum erstenmal seine Treue zu ihr. „Ihr werdet mir erlauben, Madonna, mich auf meine eigne Faust durch die

Welt zu schlagen. Es gibt Dinge, von denen ein Weib nichts versteht.“

„Wir werden uns nie wiedersehn,“ gab sie ihm zur Antwort; „ich danke Dir für alles, was Du in Treue an mir gethan!“

Da wurde des Eunuchen wildes Herz weich. „Was will ich denn von Dir, als daß Du Dich selbst behauptest? O Herrin! Du bist verblendet! O denk' an die Ehre!“

„Ich denke an sie, drum laß uns scheiden,“ versetzte sie, wandte ihm den Rücken und schritt langsam über den Prato hin.

„So geh!“ sprach Kaf im überschäumenden wilden Schmerze trotzig ihr nach. „Versuch's, wie lange Du's aushältst! — Ich handle für Dich, ich, ich!“ — —

Am Sonntage der Palmen sprach Gregor den Bann über den Kaiser; die Gründe, welche er hiebei anführte, waren folgende: Weil der Kaiser, die Rechte der Kirche verletzend und verspottend, Rom zur Empörung gegen ihn aufstachelt, die Freunde der Kirche als Feinde behandelt, die Sarazenen auf Unkosten der Christen begünstigt, Sardinien, welches der römischen Kirche unterworfen sei, seinem Hause aneignet, die Friedensvorschläge bezugs der Lombarden in unchristlicher Tyrannei verwirft, und den Kreutzzug, der ihm Pflicht, vernachlässigt; dieser unhaltbaren Gründe waren noch mehre angegeben.

Peter von Vinea zeigte, sobald die Nachricht von dem Banne in Padua sich bestätigt hatte, in einer öffentlichen Rede die Unwahrheit dieser Gründe, und sprach von der großen Milde, welche der Kaiser stets gegen die Ungerechtigkeit der Päpste bewiesen, wie er zu wiederholten Malen

Gregor gegen die aufrührerischen Römer geschützt, während Gregor gegen ihn die empörten Lombarden heimlich mit Geld und Truppen unterstützt.

Nachdem der Großrichter seine Rede beendigt hatte, trat der Kaiser auf den Thron der vor dem Palazio aufgerichtet stand, und sprach öffentlich aus, was längst im Stillen seine Überzeugung geworden. „Wo soll Gerechtigkeit zu finden sein, wenn der, welcher sich Gottes Statthalter nennt, recht wie der Fürst der Lüge Tag und Nacht nur daran denkt, seine Tyrannei unsterblich zu machen? Mich wagt es dieser Bischof von Rom der Ketzerei zu beschuldigen, während er selbst Mailand, den alten Schooß der Irrlehre, wider mich beschützt! Unwürdig ist er der heiligen Würde, er, der gegen jedes Gebot des göttlichen Erlösers sündigt, und nur das der Feindesliebe frevelnd befolgt, indem er die Feinde dessen liebt, dem er schon öfter die Erhaltung

seiner Herrschaft und seines Lebens und Vergebung seiner Beleidigungen verdankte. Ja sein Haupt entweiht die Tiara, und der heilige Geist entfloh zürnend aus dem durch Haß, Falschheit und Verrätherei befleckten Hause. Nicht länger werde ich langmüthig dem himmelstürmenden Wahnsinn dieses kindisch-hochmüthigen Greises zusehen; wohl weiß ich, welche Pflicht mir als dem Haupt der Christenheit zukommt, sie nicht länger unter dieser geistlichen Tyrannei schmachten zu lassen, die Verwirrung der Gewissen zu schlichten; eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, vor welcher Jener Rechenschaft ablegen möge."

Ezzelin trat hinzu. „O Kaiser, was sprachst Du aus!"

„Ein Ende muß werden der Willkühr dieses römischen Bischofs, dessen Neid und Arglist ich nicht länger dulden will. Ich bin nicht gesonnen, den Glauben an die Kirche auszurotten,

aber bändigen will ich die scheußliche Tyrannei dessen, der sich Knecht der Knechte nennt und Tyrann der Könige ist. — Ein frei, allgemein, christliches Concil allein kann seinen Übermuth, den ich jetzt nur verlache, noch nicht bestrafe, in die Schranken zurückweisen."

„Ein Concil!" sprach Ezzelin schaudernd. „Was stöberst Du die ganze Brut der Wölfe auf, um Dir gegen einen einzelnen Wolf Rache zu verschaffen...."

„Nicht Rache, — Gerechtigkeit!" entgegnete der Kaiser! „Die Welt, lang betrogen durch die Lügen dieses Gregor, soll die Wahrheit erfahren.'

„Von Priestern?" versetzte Ezzelino.

„Nicht jeder ist, wie dieser Eine!" entgegnete der Kaiser, „nein! mein Glaube an Menschenwerth steht fest und heilig. Ehrwürdig und erhaben ist des Priesters Amt, und der Sieg der Wahrheit und meiner Unschuld wird nur dann vollkommen, wenn die Welt, vor der mich der

unversöhnliche Greis verläumdete, von seines Gleichen die Widerlegung ausgesprochen hört."

„Wozu bedarfst Du's? Du hast ja die Macht!" rieth Ezzelin, „Höre treuen Rath! Reiche keinem Priester die Hand zum Bunde. Auch der rechtschaffenste muß dein Feind, denn er muß, wenn er als Priester rechtschaffen sein will, Deines Feindes Freund sein. Laß ab von diesem Gedanken! Du gibst dem Schlauen die Waffen in die Hand."

„Die Wahrheit wird siegen, die Lüge untergehn!" entgegnete der Kaiser aus voller Überzeugung, und mit edlem Stolz; „ich verschmähe die Gewalt; Gottes Stimme selbst wird richten!"

„Ja, aus Pfaffenmäulern! bis sie die Reise hierdurch macht, bleibt so viel von Belial's Pech daran hängen, daß ein feines Ohr dazu gehört, sie zu vernehmen!"

Als Gregor die Geringschätzung erfuhr, mit welcher der Kaiser den Kirchenbann hingenommen, flammte dieser fast hundertjährige Greis, dessen sterbliche Hülle nur noch durch die Lebenskraft der Idee zusammengehalten wurde, in furchtbarem Zorne auf und er schwur es zu Gott, daß er, damit sein ganzes Leben nicht umsonst sei, nun kein Mittel mehr scheuen werde, wie ungerecht es auch scheinen möge, um die Kirche von dem Untergange zu retten, den des Kaisers Macht ihr androhte. Da vernahm er, daß der Kaiser an eine allgemeine christliche Kirchenversammlung appellire, und sein Zorn verwandelte sich in Jubel und Andacht. „Deine Hand, o Gott, hat ihn mit Blindheit geschlagen," rief er, — „da schleppt er Brechstangen und Keile herbei, durch welche er die Kirche zerstören zu können glaubt; wir aber warten und empfangen sie aus seinen Händen, um die feste Burg seiner Anmaßung niederzureißen. Du ver-

langst, daß ich mich rechtfertige? Ich berufe das Concil Dich zu richten und zu verdammen! — Fast hundert Jahre erhieltst Du dies Leben, Du, mein barmherziger Gott! Friste es nur noch so lange, bis ich gerichtet! Dann kann ich freudig vor Dich hintreten, im Bewußtsein, daß ich vollbracht, was Du mir als langes Tagewerk aufgegeben, und Du wirst um des letzten vollbeschriebenen Blattes willen im Buch meines Lebens kein leeres ausreißen! — Seinen zerbrochenen Scepter, seine zertrümmerte Krone werde ich vor den Schemel Deiner Füße hinlegen, Allerbarmer, und Du wirst mir gnädig sein!"

Mit ungemeiner Thätigkeit stand der Kardinal Sinibald dem Papste bei, diese Gesinnungen zu verwirklichen und die Maßregeln des Kaisers zu vernichten. Bettelmönche streiften auf sein Geheiß durch Apulien, Sizilien und die Lombardei, verkündigten den Bann, schilderten in fanatischen Predigten den Kaiser als Gottes-

läugner und Religionsspötter, erzählten eine Menge erlogener Anekdoten, und riefen gegen ihn, wie gegen einen Bekenner des Islam, das gläubige Volk zum Kreutzzuge auf. Der Kaiser seinerseits schrieb an alle Fürsten Europa's, führte an, daß der Papst, der ihn als Ketzer verdamme, selbst die Ketzer beschütze, erwähnte die Verderbtheit der Kirche, welche als Prinzip — Entsagung der irdischen Güter feststelle, und dabei den Wollüsten, dem Geitz, der Rachsucht, als Asyl diene, klagte den heiligen Vater an, daß er von den Steuern der Gläubigen zu Kreutzzügen sich Schlösser baue, und ihn durch Anstiftung und Unterstützung von Empörungen treulos abhalte, den Besitz des gelobten Landes der Christenheit zu sichern, forderte endlich die gekrönten Häupter auf, in diesem Benehmen des Papstes das Anzeichen von dessen wahren Absichten und ihre eigene Gefahr zu erkennen, denn wenn es dem Papste gelingen könnte, ihn, den Kaiser, zu

unterwerfen, so hätte er dann leichtes Spiel, ein gleiches auch gegen die übrigen Herrscher zu thun, und sogar den Namen der Königswürde auszutilgen, um unter dem heuchlerischen Vorwande, als beschütze er eine allgemeine christliche Republik, die Völker der Erde auf ewig in geistiger und leiblicher Abhängigkeit und Knechtschaft zu erhalten. —

Der Zorn des Papstes wurde durch diese offenen Briefe so gereizt, daß er gleiche Schreiben erließ, worin er den Kaiser mit dem Thiere in der Apokalypse verglich, einen Fürsten der Pestilenz nannte, und seine früheren Anklagen mit neuen heftigeren vermehrte, unter welchen die stärkste diese war, daß er ihm die Äußerung unterlegte: „Drei falsche Propheten hätten die Menschheit betrogen, Mose, Mohammed und Christus," außer dieser falschen Anklage die nicht ganz unwahre, „daß der Kaiser der Kirche die Schlüsselgewalt verneine, welche ihr doch von

Christus durch Petrus den Apostel sei verliehen worden, endlich, daß er sowohl das Geheimniß der Eucharistie als das der unbefleckten Empfängniß frech abläugne und auffordere, nichts zu glauben, was der menschliche Verstand nicht durchdringen könne." — Der Kardinal Sinibald rieth noch zu einem andern Wege, welchen einzuschlagen der Papst nicht ermangelte, nämlich — vorerst insgeheim — die Krone Friedrich's fremden Fürsten anzubieten. Doch die Herzoge Abel von Schleswig und Otto von Braunschweig lehnten die deutsche Krone ab, und eben so heftigen Widerspruch erregte dies Anerbieten in Frankreich, wo er den Bruder des frommen Königes Ludwig IX., Robert, Grafen von Artois, für jene Würde ausersehen.

Bald erfuhr der Kaiser diese gefährlichen Maßregeln, und gebrauchte, während er gegen alle treuen Prälaten, die sich den Bann zu verkünden weigerten, sich mild und gnädig bewies,

energische Repressalien. Die Mönche von Monte-Cassino, welche, auf ihr festes Kloster trotzend, in seinem eigenen Lande die Bulle verbreitet hatten, wurden belagert, zur Übergabe gezwungen und aus dem Lande verjagt. Welcher Priester sich — des Bannes halber — weigerte, Gottesdienst zu halten, wurde entsetzt, besteuert oder gebüßt. Alle aus der Lombardei gebürtigen Mönche zwang er, seine Staaten zu verlassen. Jedermann, Laien wie Geistlichen, verbot er, an den päpstlichen Hof zu gehen. Mit dem Tode bestraft endlich wurde ohne Unterschied des Standes, wer Briefe Gregor's in des Kaisers Reiche brachte. Den Einfluß der Bettelmönche zu schwächen, gewann er den prachtliebenden, klugen und feingebildeten General der Franziskaner, Bruder Elias von Cortona, welcher den Bann des Papstes öffentlich für ungültig und des Kaisers Wandel für gerecht und tugendhaft erklärte, die Provinzen des Kaisers durchwallend, den Bann lö-

sete und gegen die Laster des Römischen Hofes unverholen predigte, eine Kühnheit, welche er bald durch Entsetzung von seiner Würde und durch den Bann büßte. Die Barone Apuliens, welche Gregor, durch einige ungünstige Kriegsunternehmen Friedrich's gegen die Lombarden ermuthigt, zur Empörung gereizt, fanden milde Behandlung, über Alberich von Romano, Ezzelin's Bruder, den Grafen von San Bonifacio, Azzo von Este und andere, welche dem Kaiser treulos geworden, erging des Reiches Acht. Den kühnen Enzio ernannte sein Vater zum Statthalter von ganz Italien, und dieser rechtfertigte bald dessen Vertrauen, indem er fast die ganze Mark Ancona dem Kardinal Colonna abgewann.

Dem Kaiser genügten diese günstigen Erfolge nicht; galt's doch einen Kampf auf Leben und Tod! An's Herz wollt' er dem Feind, im Kirchenstaate ihn aufjagen, in Rom ihn einschließen, im Triumph zu den Thoren der uralten Welt-

herrscherin einziehn, auf dem Vatikan den Grundstein einer neuen Ära legen. „Wach' auf, Roma! Du schläfst!" rief er in Schreiben ihr zu; „Tyrannei setzt die blutige Ferse auf den Ruhm Deiner Väter. — Neigt das Ohr zur Erde, Quiriten, lauscht! Unter den Trümmern des Forums hör' ich die Stimmen Eurer Scipione heraufschallen, die nach den Thaten ihrer Enkel fragen. Was gebt Ihr zur Antwort? Sagt ihnen: Die höchste irdische Würde, das Kaiserthum, trägt Roma's Namen, aber Roma selbst wollte bis jetzt lieber die Sclavin eines tyrannischen Priesters sein, als die Mutter der Siege. Sagt ihnen: ein Kaiser ist wieder auf Erden, der uns Freiheit und Unsterblichkeit darbeut; Euren Vätern war Roma der Mittelpunkt der Erde! Ihren Enkeln ist Roma die Wiege der Tyrannei. — — Freiheit! Ruhm! Hört Ihr den Klang? Eure ehernen Rosse dröhnen vom Widerhall; Eure steinernen Consuln und Impera-

toren scheinen die Lippen zur Antwort zu öffnen. Und Ihr, die Lebendigen, bleibt starr und stumm? Starr und stumm vor Schmach; niedre Handwerke zu treiben seid Ihr ja gezwungen, oder zu verschlammen im Müßiggang, — Ihr, denen es ziemt, daß nach der Sitte der Väter der Kaiser Euch als Proconsuln hinsende, Provinzen eines Weltreichs zu verwalten, dem nichts als seine alte Metropole fehlt!" Wichtige Gnadenbeweise und bedeutende Schenkungen begleiteten diese Briefe des Kaisers an die Römer, welche dessen glückliche Erfolge mit Freuden sahen. Schon waren Alessandria, Pisa, Lucca, Siena, Arezzo auf seiner Parthei; die päpstlichen Städte Orta, Civita Castellano, Montefiascone, Corneto, Sutri, Foligno fielen in seine Gewalt; der Übertritt Viterbo's schien auch jenen Roms zu verbürgen. Von Tag zu Tag vergrößerte sich dort die kaiserliche Parthei und wurde muthiger. Gregor befand sich in seiner eigenen Hauptstadt

mitten unter Feinden und sah, wie diese schon jede Schranke übersprangen und seine Gewalt, ja sogar die Abzeichen derselben, verspotteten. Sein ganzes weltliches Reich war jetzt noch der feste Pallast, den er, gleichsam belagert, bewohnte; doch sein Geist herrschte ungebeugt noch über die Erde, und im tiefsten Unglück dachte er, — statt an Vertheidigung oder gar an ehrenvolle Übergabe, — an Angriff, Sieg und Vernichtung des Feindes.

Um jene Zeit kam Manadora nach Rom, um von dieser unglücklichen Lage der Hierarchie den möglichsten Vortheil für den Kaiser zu ziehen. Sie hoffte, den Kardinal jetzt zur Versöhnung gestimmt zu finden und diese Stimmung benutzen zu können. Zwar mußte sie dann die Maske fallen lassen; doch war ihr diese nicht längst schon lästig genug? Zwar mußte sie, nachdem sie's schon auf's bitterste empfunden, daß der Kaiser sie für zweideutig und falsch gehalten,

gleiches jetzt auch von den Feinden des Kaisers erwarten; doch welchen Werth hatte noch Ehre vor allen übrigen Menschen für sie, welche vor dem Geliebten keine mehr besaß? Sie verhehlte sich's nicht, daß sie durch ihren Entschluß jedes Band zwischen ihr und dem Kardinale zerrisse; — doch sollte sie die Gunst des Augenblickes versäumen, die vielleicht nie wiederkehrte? Nur ihren Entschluß im Auge, bedachte sie, als sie zu Fuß und allein nach Rom kam, nicht, daß sie durch die Trennung von Kaf — zur Bettlerin geworden.

Sie pochte an dem Pallaste des Kardinales; niemand öffnete; Sinibald hatte, wie die übrigen dem Papste ergebenen höchsten Prälaten, sich vor der feindselig gestimmten Mehrzahl der Bewohner Roms nicht sicher genug gehalten und wohnte in dem Pallaste Gregor's. Manadora beschloß jetzt, sich an den letzteren selbst zu wenden. Sie fragte den nächsten besten, welchen

Pallast der heilige Vater bewohne. Man wies ihr höhnend den großen Immondezzajo auf dem Forum. Endlich fand sie sich, von einem Mönche des bessern belehrt, zu Recht. Mißtrauisch maß der Pförtner des päpstlichen Pallastes sie, und hieß sie in ein verwahrtes Stübchen treten, um sie dem Kardinal zu melden, indessen der Pöbel das Gitterfenster des Stübchens umlagerte und ihr die unanständigsten, frechsten Worte zurief. Der Pförtner kam zurück und führte sie schweigend in ein Gemach, dessen Fenster die Aussicht auf die Straße bot. Bald erschien der Kardinal und begrüßte sie mit den Worten: „Ich bin erstaunt, Euch hier zu sehen, schöne Nichte; denn ich wähnte Euch bei dem Kaiser. Aufrichtig, Nichte, Ihr seid nicht unklug, daß Ihr, da der Kaiser selbst — verzeiht meiner Ungalanterie! — Euer überdrüssig ward, auf einen jüngeren Freier bedacht seid und seine Schwiegertochter zu werden nicht verschmäht. Den schönen Enzio freilich

erbeutete Adelasia Visconti, auch Konrad ist schon verlobt mit der Tochter des Baierherzogs, doch Friedrich von Antiochien, er könnte Euer Sohn sein — Manfred — der jüngere Heinrich, Isabellens Sohn, — freilich ist Heinrich, der kaum von der Mutter-Brust entwöhnt worden, etwas zu jung für einen Ehemann. Was kann Euch dagegen die arme Kirche bieten, welche — Ihr seht's — fast alle ihre Kinder an der Pest verlor?"

Manadora sah unerschrocken, daß ihr gefährliches Spiel entdeckt sei; die Liebe gab ihr Kraft, den Spott zu erdulden. Mit edler Begeisterung erwiederte sie auf Sinibald's giftige Worte: „Dem Himmel dank' ich, daß die Maske endlich fiel, welche mir Luft und Athem nahm. Ja, freudig bekenne ich's: Ich liebe ihn! Gott war barmherzig und befreite mich vom finstern Wahn, von der mörderischen Knechtschaft des Hasses. Jetzt erst lieb' ich ihn, jetzt, da die Glut

der Sinne ausgebrannt, da jede Hoffnung, ihn irdisch zu besitzen, verschwunden, da ich nichts mehr habe, was ihn zur Gegenliebe verlocken kann, da er mich verstoßen hat, da er meine Liebe nicht kennt, meinen Worten nicht glaubt, da meine Ehre ihm für nichts gilt; — jetzt, jetzt erst lieb' ich ihn, und jetzt erst bin ich glücklich, denn meine Liebe, die früher nur von geschenkten Augenblicken lebte, jetzt kann sie ja geben, nicht Schönheit, nicht Schätze, sondern das ganze Leben als eine einzige That!"

„Was hat die Kirche damit zu schaffen?" entgegnete der Kardinal kalt.

„Eben — die Liebe!" rief sie. „Was empfand jener Göttliche sterbend am Kreutze? Was war des Auferstandenen Vermächtniß? Wofür bluteten die Märtyrer? Was ist der Grundstein der Kirche? Liebe, Liebe! Jene Liebe, die mit der Sinnlichkeit nichts gemein hat, jene

Liebe, die heiliger ist als älterliche Zärtlichkeit, als Geschwisterliebe!"

„Weshalb also," unterbrach der Kardinal sie streng, „weshalb dann verriethst Du die Kirche, deren Göttlichkeit Du anerkennend preisest? — Eitles Weib! — Einen Triumph wolltest Du genießen, weiter nichts! Weil Du nicht als Kaiserin Völker zu Deinen Füßen sehen konntest, wolltest Du die Fürsten der Kirche um Deine Freundschaft, um Deinen Schutz, um Deine Hülfe buhlen sehn!...."

„Beim ewigen Gott! nein!" sprach sie ruhig und groß in ihrem reinen Bewußtsein.

„Du wolltest," fuhr der Kardinal fort, „den Triumph genießen, jene zu täuschen, die vom Lichte des heiligen Geistes umflossen sind, vor welchem die Klugheit und List jedes Sterblichen zunichte wird. Weißt Du, welch ein Verbrechen Du begingst? Ha! wärst Du keine Lavagna, Du stündest jetzt nicht mehr vor mir; nur

die Ahnen Deiner Mutter sind's, die Dich retteten."

Manadora lächelte. „Meine Mutter war ein Engel, der in sterblicher Hülle litt und starb, und jetzt, wieder verklärt vor Gottes Thron stehend, einen Strahl seines Lichtes in mein Herz sandte, daß mein Auge, so lange umnachtet, das Göttliche plötzlich wieder erkannte — — —"

„Fluch dem Teufel, der diesen Engel verführt!" rief der Kardinal grimmig. „Fluch ihm, dessen Name meine Lippen nie besudeln soll, in seinem Abgrund!"

„Bist Du ein christlicher Priester?" erwiederte Manadora, „und schändest das Andenken eines Todten! Sei ruhig! Freiwillig gab ich den Namen und Anspruch meiner Abstammung auf. Für das, was ich auf Erden noch zu schaffen habe, braucht man keine Lavagna, braucht man nicht reich, geehrt und mächtig, braucht man nur ein Weib zu sein!"

Heimtückisch blickte der Kardinal sie von der Seite an. „Wie Ihr wollt, Madonna! Der Kardinalshut überschattet mein Wappen, so gut wie Eure Weiblichkeit. Doch sprecht — ich habe Eile — womit kann ich Euch dienen?“

„Blicke um Dich!“ rief Manadora in schöner Leidenschaft. „Sieh hinab auf diese Straßen Roms! Jeder Scheitel, auf den Du niederblikkest, zeigt Dir des Kaisers Glück, in diesem aber — Gottes Beschluß. O widerstrebe nicht länger! Jetzt, jetzt ist der Augenblick der Versöhnung da. Der Kaiser ist menschlich; er wartet gewiß nur auf den ersten Schritt, er nimmt gewiß die zum Frieden dargebotene Rechte an.“

„Weshalb thut er diesen Schritt nicht?“ entgegnete der Kardinal, „ist er so edel, wie Ihr ihn haltet, so ist's seine Pflicht, dem Feinde, der — wie Ihr meint — auf's äußerste getrieben ist, noch im letzten Augenblick die Hand zu

bieten. War dies alles, was Ihr mit mir zu sprechen wünschtet, Madonna?"

„Jetzt oder nie! O laß mich nicht so von hinnen gehn!" rief Manadora, indem sie ihm zu Füßen sank. — „Du vermagst viel bei dem heiligen Vater, ich weiß es; o lenke sein in Haß alt und starr gewordenes Herz, wie ich mit Bitten und Thränen das Deinige jetzt zu erweichen bete. Gönnet der Welt den Frieden! Zwinget den Kaiser nicht zum strengen Gericht! Was kannst Du, was kann Gregor noch hoffen? Woher erwartet Ihr Hülfe?"

„Von Oben!" erwiederte der Kardinal. „Wähnst Du, weil Übermacht droht, die Kirche müsse schon untergehn? Die Kirche könne es je? Eher wird die Erde keine Könige haben, ehe sie Priester entbehren kann. Könnte Wahnsinn auf den Flügeln der Pest über die Geschlechter der Menschen hinschweifen, daß in allgemeiner Mordlust jeder Diener Gottes hinsänke in

sein Blut, — die Kirche stirbt darum nicht, dann halten die Engel und Heiligen unsichtbar Wache in der Halle der Mysterien und decken das Allerheiligste mit ihren seligen Leibern, bis Gott die ersten Priester sich aus den Berufenen wieder erwählt. — — —"

Manadora lag noch auf den Knieen vor ihm; da scholl wüstes Geschrei von der Straße herauf: „Ein Weib im Pallast! Heraus mit der Buhlerin!" Steinwürfe zerschmetterten die Fenster. „Das gilt Euch, Madonna," bemerkte der Kardinal hämisch, — „Ihr werdet uns Dank wissen, wenn wir Euch vor der Wuth des Pöbels zu schützen suchen." Eine Schelle klang. — Dem Kardinal ein erwartetes Zeichen. „Entschuldigt mich, Madonna, mich ruft die Pflicht!" — Er ging und verschloß die Thüre hinter sich; Manadora war gefangen; doch ahnte sie nichts Arges; sie glaubte in der That, daß Sorge um ihre Sicherheit den Kardinal zu der Vorsichts-

maßregel bewogen. Dieser aber hatte einen ganz andern Grund; nicht sie vor Gefahr sichern, sondern sich der Gefährlichen versichern wollte er.

Manadora trat an's Fenster und blickte, in tiefer Wehmuth, über ihre gegenwärtige Lage sinnend, hinaus auf die Straßen Roms, wo der Pöbel sie als Buhlerin der Priester beschimpfte, während der Kardinal sie um ihrer tiefen unbegriffenen Liebe zum Kaiser verspottet hatte, da doch der Kaiser sie als Verrätherin von sich gestoßen; — Keinen von diesen drei Vorwürfen verdiente sie, aber das Bewußtsein früherer Schuld peinigte sie furchtbarer als diese dreifache Verachtung. Den einzigen Trost, welchen sie in diesem Augenblicke empfand, schöpfte sie aus dem Gedanken an des Kaisers Glück. War's doch, — wenn auch ohne ihr Zuthun!

Auf den Straßen unten zeigte sich große Bewegung der Volksmenge, welche sich von dem

päpstlichen Pallaste zurückzog und für einen Augenblick vor einer Überraschung ihrer Neugier ihre nichtswürdige Schadenfreude, ihre elende Wuth vergaß. — Das Thor des Pallastes hatte sich noch unter den aberwitzigsten und gemeinsten Schmähungen des Pöbels, der seine Freude am Steinwerfen nicht zügeln konnte, aufgethan. Da wallten Kirchenfahnen, blinkten goldene Kruzifixe, schritt im langen Zuge eine ehrwürdige Schaar aus dem Thore; die edelsten Kirchenfürsten, durch Alter, vornehme Abstammung, Reichthum oder Tugenden ausgezeichnet, alle im höchsten priesterlichen Schmuck, umgeben und gefolgt von Priestern, Leviten und Chorknaben, welche Weihrauchschalen, Gefäße mit Weihwasser und Glöcklein trugen, — Mönche aller Orden, daß der Pöbel kaum zu begreifen vermochte, wie ein einzig Haus diese zahllose Menge fassen gekonnt, welche Hymnen singend, in erhabener religiöser Begeisterung langsam und würdevoll hinwandelnd,

den Weg nach dem Lateran einschlug. Manadora unterschied darunter auch den Kardinal Sinibald und neben ihm einen Diener, der eine brennende Wachsfackel trug und den Duft des Weihrauchs, den er fleißig nährte, mit Wollust einzuathmen schien. Die Züge waren ihr bekannt; sie blickte scharf durch die dichten, zähen Wolken des Weihrauchs;.... dieser Mensch im halbgeistlichen Gewand eines Kirchendieners — war's nicht Kaf? Wilde Spottreden unterbrachen das ehrfurchtsvolle Schweigen des überraschten Volkes.

„Nieder mit den Heuchlern!“ erhob sich eine Stimme.

„Pflückt Steine, Quiriten! Speist die Hungrigen mit dem Brot, das sie euch ließen!“ rief eine andere.

„Der Wegweiser fehlt der Heerde! Laßt uns sie begleiten!“ ein dritter kaiserlich Gesinnter.

„Zu welchem Thore hinaus?“ frug höhnend ein Vierter.

Und schon mancher Stein flog gegen die ehrwürdige Prozession, manche Hand hebt neue auf, die Wuth des Volkes erwacht wieder.

Da erscheint Gregor der Neunte, angethan in allem Schmuck seiner Würde, die Tiara auf dem Haupte, ungebeugt und keiner Stütze bedürftig — der fast hundertjährige! Kein strafender Blick entgleitet seinen jugendlich-lebhaften Blicken; seine abgemagerten Hände halten kräftig empor das heilige Kreutz, und vor ihm her tragen Kardinäle die Häupter der Apostelfürsten Petrus und Paulus.

Da stockt jeder Athem, den Verwegensten fallen die zur Beschimpfung aufgehobenen Steine aus den unwillkürlich sich öffnenden Händen, und als sei Gott selbst im Glanz seiner Heiligkeit vom himmlischen Throne herniedergestiegen, so

wirft sich, betäubt, geblendet, anbetend, Jung und Alt, Groß und Klein, Mann und Weib, in den Staub und schlägt sich, wie sonst, wenn das Allerheiligste zur Anschau gebracht wird, dreimal reuig an's Herz; denn wie in der Messe beim Sanctus das Brot und der Wein — Fleisch und Blut und der Unerschaffene zu ewig neuem unblutigen Sühnopfer wieder Mensch wird, so scheint auch jetzt er, vor dem alle Macht Spreu ist, der die Gewalt der Könige und Völker wie Binsen bricht, eingekörpert in gebrechlicher Hülle, alles Irdische durch seine Durchgeistung zu adeln und zu verklären, zu wandeln unter den Sterblichen.

Auch Manadora, welche den unversöhnlichen Haß der Kirche eben auf's neu in vollster Entfaltung gesehen, sie, deren Liebe stärker ist als jedes Vorurtheil, als jede Sinnenblendung, sinkt, jeder klaren Vorstellung jetzt unfähig, auf die Kniee, und schlägt sich reuig dreimal an's Herz.

Als sie wieder aufblickt, wogt der Zug fernab durch die Gassen der knieenden Menge. Manadora erholt sich von ihrer Betäubung; ihre Hand ruht noch auf dem Herzen. „O Gott der Liebe! wirst Du auch mir vergeben?" betet sie voll Inbrunst, ein schwerer Seufzer steigt aus ihrer Brust. „Ich habe gefrevelt an ihm und an Dir! Dringt mein Schmerz, meine Reue zu Dir empor? Wirst Du mich's vollenden lassen, so gering es auch sei?" — —

Ein göttlicher Trost kam über sie; eine solche Fülle des Vertrauens, wie nur ein Weib sie ganz in sich aufnehmen kann, ein gefallenes und aus freiem Triebe zum Heiligen wieder anstrebendes Weib. „Ja Du wirst's, Gott der Liebe! Wär' ich im Grunde der Hölle, von der wir glauben, daß kein Entrinnen draus ist, Du weißt, was ich bete, weißt, was ich fühle, Du ließest mich in meiner Sehnsucht nicht verschmachten, Du reichtest mir Deinen Finger hinab und zö-

gest mich herauf! Denn Dein Wesen ist die Liebe und die Kraft; und keinen, keinen, — hätt' er auch noch so furchtbar gefrevelt, — wirst Du auf ewig zu Ohnmacht und Knechtschaft verdammen!"

Indessen war Gregor mit den Kardinälen, Bischöfen und andern Geistlichen auf dem Lateran angekommen, wohin ihm die Volksmenge, unterwegs anschwellend, nachfluthete, und bestieg dort die Kanzel. Das Kreutz hoch emporhaltend sprach er mit kräftig hinschallender Stimme: „Seht den Gekreutzigten, Christen! Seine Wunden bluten auf's neue! Ein neuer Judas hat ihn verrathen; auf's neue wird er gegeißelt, mit Dornen gekrönt und geschlagen, auf's neue bohren die Nägel sich in seine Hände und Füße. Wer, der sich nach seinem heiligen Namen nennt, wird es dulden? Wer, der es duldet, dort auf seine Barmherzigkeit hoffen? — Wähnst Du, der die Hand wider ihn erhebt, Du, der gleich-

gültig gafft, wenn er gehöhnt, gemartert wird, er werde Dir, gleich dem Gerechten, die Heimath der Seligen und der Heiligen eröffnen? Wär' er nicht ungerecht gegen die Gerechten, wenn er auch die Ungerechten an den ewigen Freuden Theil nehmen ließe? Er wird kommen an jenem Tage, zu richten die Lebendigen und die Todten. Eine Lilie wird ausgehen von ihm, aber auch ein Schwert, und die Schale des ewigen Todes wird er ausschütten, wie den Balsam des ewigen Lebens! Er gab Euch das Siegel seiner Huld, ihr aber löstet es ab, um es auf die Urkund Eurer Verdammniß zu kleben. Wollt Ihr Gott täuschen? Ihr Armen, ihr täuscht nur Euch! — — —

Römer! Eure Väter riefen einst: Das Vaterland ist in Gefahr, und dann schliff der Greis das rostige Schwert, Weib und Kind schleppten sich mit Waffen. — Das Kreutz und Euer ewiges Heil sind in Gefahr, ruf' ich heute. Wer

bleibt taub, still und gleichgültig? Nicht, als ob irdische Macht das göttliche Zeichen der Erlösung zertrümmern könnte! Aber wie dem Fürsten des Abgrundes Gewalt gegeben ist, zu verlocken, — so ließ der Allbarmherzige, um Euch zu prüfen, es zu, daß, der sich römischer Kaiser nennt und Roms Tyrann werden möchte, Euch in Versuchung führte. Dieser rief und Ihr horchtet auf; er führte Euch an den Rand eines Abgrundes und Ihr tanzet jauchzend um denselben. — O seht mich, den Hirten, der nun bald hundert Jahre auf dem Nacken trägt, der jeden Wechsel des Glückes durch Liebe und Glauben treu ausgehalten, der die Väter der Ältesten unter Euch noch in den Wiegen kannte! Was hab' ich auf Erden zu hoffen, das mich bei so hohen Jahren zum Kampfe treiben könnte? Macht? Ehren? Schätze? Sinnlichen Genuß? Welchen Werth haben sie für den, der nur noch mit dem lebendigen Haupte aus dem Grabe hervorragt? O

nichts, nichts Irdisches, nur das Göttliche allein, und nur die Liebe des Vaters, der Euch, seine Kinder, in ein ewiges Verderben soll taumeln sehn! Wann trete ich vor Gott? Vielleicht morgen schon! Vielleicht heute noch! In der nächsten Sekunde vielleicht! Und wenn er mich nun fragt: „„Die, welche ich Dir zur Pflege übergeben, wie bringst Du sie mir?““ — Was soll ich sagen? Wie soll ich Euch nennen? Und wenn ich in meinen Schmerzen dann sage: „„O Herr, sie verläugnen, sie lästern und bekriegen Dich,““ — wird nicht auf diesem hundertjährigen kahlen Scheitel die Schmach, die Sünde von Euch allen haften? Seht, das ist das Erbarmen, um welches ich Euch anflehe! Euer Erbarmen für mich ist mein Erbarmen für Euch! Rettet, rettet, — nicht mein Leben, wovor denn dies? — nicht Eure Leben, — o, Eure Leben wird der Kaiser schützen, — Eure Seelen rettet, den Glauben, in welchem Eure Väter glücklich star-

ben und selig wurden, in welchem Ihr bis heute glücklich waret, für Euch rettet ihn, rettet Euch für ihn! Mag jener Tyrann, der geschworen hat, Euren letzten Damm gegen die Willkür, die Kirche, zu durchstoßen, jetzt mein Leben nehmen! Mag er mich demüthigen und beschimpfen. — Freudig dulde ich es für den Herrn! Sterbend drück' ich, wie der Krieger seine Fahne, dies Kreutz an mich. Wer gleichen Muth hat, folge mir nach! Zeigt, daß ihr Römer seid, nicht blos Enkel von Römern! „In hoc signo vinces!" sah jener heilige Herrscher. Ja, in diesem Zeichen siegen wir! ruf' auch ich, und Unsterblichkeit wird jedem, der in diesem Zeichen siegt! Wer das Kreutz bekennt, vertheidige es; wer es vertheidigt, hefte es auf die Schulter! Seht mich! — Hier ist's! Am Rande des Grabes zieh' ich Euch in den Kampf voran."

Dieselben Tausende, welche noch vor einer Stunde den Kaiser gepriesen und den Papst be-

schimpft hatten, jauchzten jetzt diesem letztern zu und mit tieferer Inbrunst, als sie je dem Kaiser gehuldigt.

In Pein der Ungeduld hatte Manadora die Rückkunft des Kardinals erwartet, um aus ihrer Haft befreit zu werden. Endlich bevölkerte sich der Pallast wieder; sie sah, am Fenster stehend, auch den Kardinal wieder kommen, aber niemand löste ihre Haft.

Nach stundenlangem Harren öffnete sich die Thüre und Kaf schritt, die Thüre hinter sich verschließend, durch das Zimmer. Sie erkannte ihn kaum, als sie ihn ansprach: „Du bist's? bist hier? Du dienst, seitdem Du mich verlassen, dem Kardinal? Wo ist er? Der Aufruhr hat sich gelegt. Ich will frei sein!"

Kaf unterdrückte seine Bewegung bei ihrem Anblick. Dies Wesen, nicht blos in wahnsinniger Liebe und Hingebung verloren, sondern auch verachtet, sie, von deren Ehre er ganz Italien hatte wol-

len sprechen machen, — gefangen! Und er durfte nichts beginnen, um sie zu befreien, wollte er nicht ihre Sicherheit auf's Spiel setzen. Denn, war sie frei, so wußte er, daß sie auf's neue zu dem Verhaßten eilte, der sie für eine Verrätherin hielt, und als solche wohl gar schimpflich bestrafte! Nein, sie mußte bleiben! Und ließ er sie in sein Inneres blicken, las sie sein Mitleid darin, — mußte sie ihn dann nicht für schwach halten, würde sie in ihrem Liebeswahnsinn auf diese seine Schwäche nicht einen Plan bauen, ihn für ihre Zwecke zu benutzen, und dadurch ihre Lage bei dem Kardinale verschlimmern? Nie, so lange er lebte und denken konnte, kostete dem Eunuchen irgend ein Benehmen solche Selbstüberwindung als sein jetziges gegen die theure Herrin. — „Kommt Zeit, kommt Rath;" — war sein geheimer Trost für sie!

„Ihr sprecht vollkommen wie ein Weib, Madonna!" erwiederte er ihr mit angenommener Ab=

gemessenheit und Kälte, — „so viele Fragen in einem Athem, daß man drei Lungen brauchte, um Euch genügend zu antworten. Also: Erstens, ich bins. Zweitens: Ich bin hier. Drittens: Ich diene dem Kardinale. Viertens: Der Kardinal ist bei Sr. Heiligkeit. Fünftens: Die Römischen Hitzköpfe sind noch in Brand, aber die Flamme hat sich gewandt, und jeder, der früher seine Feder, seinen Handschuh oder seinen altrömischen Schusterpfriem in's Blut des Papstes zu tauchen und dem Kaiser als Trophäen zu bringen schwur, der eine Senator und die vielen Schneider, jeder Patrizier und jeder Tagedieb schminkt sich jetzt in Gedanken schon mit dem Blute des Kaisers. — Ei, wie ihr erschreckt, Madonna!"

„Du lügst, Kaf, Du lügst! Ich kenne Dich! Deine Lust ist's, mich zu quälen!"

„Meine Lust?" fragte der Eunuch. Beinahe hätte er ihr im Schmerz seine wahre Gesinnung verrathen. Bitter lachend fuhr er fort: „O,

Ihr trafet den Nagel auf den Kopf, Madonna, ja, ich liebte Euch nie! — Ihr sagt es! wie, oder nicht? — Ihr müßt es besser wissen als ich."

Manadora fühlte, daß sie ihm Unrecht gethan. Mit ihrer ganzen Seele in der Stimme fragte sie ihn: „Kaf?"

Da war ihm, als müßte er vor sie hinstürzen und sie anbeten. Doch die Klugheit siegte noch zu rechter Zeit. Rauh erwiederte er ihr: „Ich werde Euch die Mittagstafel bestellen."

„Wie? Hier?" fragte sie befremdet.

„Hier, Madonna, wenn's Euch beliebt," gab er zur Antwort.

„Nein! Nein!" rief sie beklommen, „öffne meinen freundlichen Kerker! Ich bedarf des Asyls nicht mehr!"

Kaf stellte sich erstaunt. „Ihr wollt fort? Wie? Ihr wißt nicht?"

„Ums Himmels willen! sprich deutlich!"

„Ei nun, Madonna, was verwundert Ihr

Euch? Euer ehrwürdiger Vetter, der Kardinal, wünscht Euch auch fernerhin bei sich zu behalten, und Ihr werdet ohne dessen ausdrückliche Erlaubniß Euch nicht aus seiner Nähe entfernen!"

„Großer Gott! Gefangen! Ich selbst ging in die Schlinge!" schrie Manadora, welche jetzt alles begriff.

„Manadora!" rief der Eunuch, seine Treue brach jede Fessel. Gleichwohl bezwang und faßte er sich wieder. „Ich dachte, Ihr wüßtet alles längst. — Auch ist dies sehr natürlich. Ihr seid des ehrwürdigen Herrn Kardinals Nichte, und als Euer Verwandter ist er gleichsam verpflichtet, für Eure stete Sicherheit Sorge zu tragen! O Herrin!" — das natürliche Gefühl der Anhänglichkeit brach wieder durch. „Zürnt mir nicht! Ich kann ja nicht anders. Ihr mögt lieben, so wißt Ihr, was das heißt; — habt Ihr noch einen, der Euch so liebt wie ich? Ihr dürftet

mich peitschen lassen, ich werde nicht murren, werde wie ein Lamm aushalten, werde doch nie aufhören können, Euch zu lieben wie ein Mann und Euch treu zu sein, wie Mutter oder Schwester. Betrachtet diese Haft nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Blick aussieht. Wir sind nun einmal — zum Theil durch Eure Schuld — in diese Enge getrieben, aus welcher wir — wenigstens jetzt — noch nicht entweichen können. Was ist zu thun? Zu warten und auf der Hut zu sein. Ich bin ja in Eurer Nähe, ich! Jede gewohnte kleine Bequemlichkeit, die das Leben erträglich macht, schaff' ich Euch, und müßt' ich für eine von Euren Lieblingsspeisen irgend wem die Gurgel umdrehen. O bedenkt nur stets, wo Ihr seid! Bringt Euch nicht in's Verderben! An mir liegt nichts; ich bin nur ein Wurm, der Eichenholz durchnagt. Aber es thäte mir leid, fiele die Eiche früher durch's Beil, als bis der Wurm sie abgefressen."

Rasch war er fort, die Thüre hinter sich verriegelnd. „Gefangen! Abgeschnitten von Dir!“ sprach Manadora.

Eine furchtbare Trostlosigkeit überfiel sie; die Liebe weckte sie bald daraus.

„Nein! nicht nutzlos! Was da an Fügungen des Himmels kommt, — dafür hat ja der Mensch seine Freiheit, sie als Grund zu benutzen, um darauf fortzubauen! Was Glück? Was Unglück? Der Papst ist alt, wie lange kann er noch leben? Nach ihm haßt niemand den Kaiser so tödtlich wie Sinibald. Er hält mich gefangen, damit ich dem Kaiser nicht nützen könne! wähnt er. — Ich will gefangen sein! So bin ich doch Tag für Tag bei Sinibald! So muß er mich stets sehn! So muß er mich, schon um die Langweile zu vertreiben, hören! Gott, Gott! gib mir Kraft! Deine Fügung erkenn' ich hier! Keine Sekunde soll dieser Unversöhnliche verleben, in welcher ich ihm nicht Liebe, Ver-

söhnung predige. Schon aus Überdruß muß er mich hören. Hört er mich aber, so wird die einfache Wahrheit doch endlich sein Herz erschüttern, so muß die Milde doch durchdringen! Ich bin bei ihm, — gefangen! Er ist unzertrennlich von Gregor! Ich werde auch diesen sehn! Auch diesen sprechen! O Gott, im Staube, heilig auf Dich vertrauend, bete ich Dich an. Den allgewaltigen Zauber der Liebe, Deiner Liebe, gib meinem Hauch, laß mich so meine Gefangenschaft verwerthen; dann sterb' ich, so freudig, wie ein vom Tode durch Henkershand zum Leben Begnadigter, in meiner Haft!"

IX.

Im Lager vor Faenza, welche Stadt, von dem Venetianer Michael Morosini, dem Podesta, muthig vertheidigt, den Kaiser im raschen Vordringen auf seiner Siegeslaufbahn abhielt, verbreiteten sich Nachrichten, welche große Besorgnisse erweckten; — die eine, daß die Mongolen, nachdem sie China, Persien, Indien, Syrien und Natolien, Rußland und Polen überschwemmt, an Deutschlands Gränzen ständen, dem Christenthume und der Gesittung des ganzen Abendlandes den Untergang drohend; — die andre, daß

der Papst, von blindem Hasse hingerissen, das Unglaubliche gewagt, das im Volke stets am ersten Glauben findet, und den Kaiser beschuldigt, die Mongolen herbeigerufen zu haben; die dritte endlich, daß der Papst auf nächste Ostern nach Rom eine Kirchenversammlung ausgeschrieben, zu welcher er nicht blos hauptsächlich die dem Kaiser feindseligen Prälaten, wie die englischen, welche Steuern zum Kampfe gegen ihn erhoben hatten, sondern auch Laien eingeladen, deren Haß gegen Friedrich längst offenkundig war, so den Doge Venedigs, Gesandte Mailands, den Markgrafen von Este, den treulosen Alberich, den Grafen von der Provence, — daß Kardinal Otto die Englischen Prälaten nach Italien zu geleiten schon bereit, daß der Kardinal von Präneste mit einem Theil der italiänischen schon auf dem Wege nach Nizza, der Kardinal Gregor von Montelougo mit bedeutenden Summen schon nach Genua geeilt, um von der Re-

publik die Ausrüstung einer Flotte zur sicheren Überfahrt für die Kirchenfürsten zu erlangen; in Deutschland aber trieben Emissäre des Papstes, an ihrer Spitze der schlaue und übermüthige Erzhelfer und Nuntius Albert von Böheim, mit ungemessener Vollmacht, ihr Wesen, und lockten die Fürsten zum Abfall. Die Treue der Deutschen, welche den meuterischen Nuntius mit Schimpf und Spott verjagten, erhöhte des Kaisers freudigen Muth. Das Nächste und Wichtigste war ihm nun, die Kirchenversammlung zu vereiteln, deren seiner Autorität gefährliche Folgen er jetzt einsah. Deshalb sandte er offne Schreiben an alle Könige und Fürsten Europa's und zeigte darin klar, wie der unversöhnliche Greis, gleichsam im Vorgefühl nahen Todes, die Summe seines ganzen Lebens jetzt zusammenzudrängen haste, keine Zeit mehr sich nehmend, bei der Wahl der Mittel wie sonst, von Ehre und Rechtschaffenheit sich leiten zu lassen; er bestritt

das Recht des Papstes, ohne Zustimmung des Kaisers eine Kirchenversammlung zu berufen und verweigerte diese Zustimmung, weil es am Tage liege, daß der Papst nicht um des allgemeinen Friedens halber, sondern um seinem unchristlichen Hasse den Schein des Rechtes zu retten und denselben mit dem Nimbus der Religion zu umhüllen, das Concil frevelhaft ausgeschrieben. Die gegen ihn feindselig gesinnten Kardinäle aber ermahnte der Kaiser, als er hörte, daß sie in Genua zusammenzukommen beschlossen, durch Gesandte auf's höflichste und freundschaftlichste; sie möchten ihn selbst hören, bevor sie in Rom Gregor's leidenschaftliche und unwahre Anklagen vernehmen würden, und deshalb bitte er sie, nicht zu Wasser, sondern zu Lande ihre Reise nach Rom zu unternehmen; würden sie seinen Wunsch erfüllen, so verbürge er ihnen bei seiner Kaiserlichen Ehre völlige Freiheit und Sicherheit sowohl zur Hin= als zur Rückreise; im entgegengesetz=

ten Falle aber würde er sie auf jede Weise als Verschwörer und Feinde behandeln.

Gregor durchschaute und vereitelte zürnend Friedrich's Plan; nicht um das Recht, sondern um die Rache der Kirche war es ihm jetzt zu thun. In leidenschaftlicher Gereiztheit und Hast machte sich die Schwäche des Greisenalters in diesem Charakter geltend. Erreichen und dann sterben! Seine drei Legaten, der Kardinal von Präneste, der Kardinal von St. Nicolaus in Carcere tulliano und Gregor von Romagna, verboten den Prälaten, den Zumuthungen des Kaisers nachzugeben, sicherten ihnen seinen Schutz und stärkten ihr Vertrauen durch die Hinweisung auf Genua's Gewalt zur See; da erwiederten denn die Prälaten dem Kaiser kurz ab: „den Versprechungen eines Excommunicirten dürfe man nicht vertrauen."

Dieser Trotz zwang den Kaiser zur offnen Gewalt. Enzio rüstete in Eile aus allen Häfen

Apuliens und Siziliens eine Flotte, und freudig ließ Pisa, die eifersüchtige Nebenbuhlerin der stolzen Genova, die ihrige dazustoßen, welche Ugolino Buzzacherini anführte. Zu gleicher Zeit fielen Marino von Eboli und Pallavicini mit kaiserlichen Landtruppen in das Gebiet des Freistaates ein, indessen sich dem Kaiser Faenza nach tapfrer Gegenwehr ergab. Wenn jetzt auch manches Prälaten Vertrauen, — Genua's Muth sank nicht. Am 25. April *) bestiegen die Kirchenfürsten, von allen Bewohnern der Republik in Festgewändern begleitet, die Flotte von sieben und zwanzig Kriegsschiffen, welche Wilhelm Ubriacchi befehligte, und segneten von den Verdecken herab die Königin des Mittelmeeres.

Indessen kreutzten Enzio und Buzzacherini, den Genuesen auflauernd, im Tyrrhener Meer. Ubriacchi brannte vor Begierde, Genua's Ruhm

---

*) 1241.

zur See und seinen eigenen durch Vertilgung der Kaiserlichen und der pisanischen Flotte zu verherrlichen, und widerstrebte den Vorschlägen der Vorsichtigen, welche das hohe Meer zu gewinnen und dann gerade auf Ostia loszusteuern riethen. Am dritten Mai begegneten sich die feindlichen Flotten im Meerbusen von Livorno, bei der Insel Meloria. — „Der Vater! Der Vater!" ruft Enzio als Feldgeschrei und gibt begeistert das Zeichen zum Angriff. Wuth auf beiden Seiten; doch Enzio und die Pisaner haben Soldaten, die Genueser Priester an Bord, deren Angst und Verwirrung auch bald die Krieger ansteckt. Nicht lange vermag Genua's Flagge zu widerstehn, drei stolze Schiffe sinken mit voller Bemannung langsam majestätisch in den Grund, wie den Göttern des Meeres freiwillig zum Opfer gegeben, damit die andern den Sieg gewinnen mögen. Doch über Friedrich's kühnem Sohne schwebt das Schlachtenglück des Vaters und der

tapfre Pisaner Buzzacherini, vom Gedanken an seiner Vaterstadt Triumph entzündet, steht mit seiner Erfahrenheit und Taktik dem jungen Inselkönige bei. Zweiundzwanzig Schiffe Genua's fallen in Enzio's Hand, viertausend Genueser, die Schätze aus England, welche Kardinal Otto nach Rom schleppen gewollt, dazu die Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte alle, und die Gesandten der Lombarden. Im Triumph führen die Sieger ihre reiche Beute nach Neapel, wo Friedrich, der einstweilen Benevent belagert, sie in festem Gewahrsam halten ließ. Enzio eilte nun in die Lombardei und sandte von da aus seinem Bruder Konrad Unterstützungen gegen die Mongolen. Acht Tage nach der Seeschlacht bei Meloria erlagen die Mailänder den Kaiserlichen Paviensern. Der Kaiser rückte immer näher dem Papste an den Leib.

Gleichzeitig mit der Kunde von Enzio's Siege zur See und von der Gefangennehmung der Prä-

laten flogen über ganz Europa hin die Schrecken der Mongolenschlacht bei Liegnitz *). Der Kaiser selbst schrieb die Nachricht dem Papste, der treue Heinrich brachte sie. „Sieh die Frucht Deines Hasses, Gregor!“ war der Inhalt des Schreibens. „Statt mit mir alle Völker der Christenheit zum Kampfe gegen die Feinde des Kreutzes aufzurufen, predigst Du das Kreutz gegen mich! Auf Deine Seele falle das Unheil! Am Rande des Grabes geh' in Dich, fürchte Gott! Du bist in meiner Macht; meine Heere schließen Dich ein, Du kannst nicht den Fuß vor die Mauern Roms setzen, ohne auf meine Wachtposten zu stoßen. Willst Du mich zwingen, der Welt ein nie erlebtes Schauspiel zu geben?“

Gregor ließ den Boten des Kaisers lange warten und endlich — nicht vor. Wie Schatten, wie Traumbilder wähnte Heinrich Manado-

*) 9. April 1241.

ren und den Eunuchen an den Fenstern des Pallastes vorüberhuschend gesehen zu haben; aller Grimm über diesen letztern, den er seit Jahren in sich getragen, schoß jetzt beim Anblick des Verräthers in ihm empor. Und Manadora! — Die einst des Kaisers vertrauteste Freundin gewesen, — jetzt (so sprach das Gerücht), die Buhlerin eines römischen Prälaten! Gewiß mit Hohn — so dachte Heinrich — sah sie jetzt aus irgend einem Versteck auf den mit schnöder Verachtung abgefertigten Boten des Kaisers herab. „Wann sendet Gott Euch mir endlich in die Faust?“ murmelte er in sich, zu den Fenstern hinaufblickend. „Gib sie mir, ewige Gerechtigkeit, daß ich wett mache.“

Gregor ertrug den harten Schlag des Schicksals, wodurch seine kühnsten Hoffnungen zermalmt waren, mit jener altrömischen Stärke, in welcher

während eines Jahrhunderts sein Charakter sich versteinert; um so wilderer Aufruhr tobte im Herzen Sinibald's, welcher in ihn drang, den Kaiser des Reiches zu entsetzen, wie dieser ja den Papst seiner Würde für unwürdig erklärt habe. Gregor horchte auf diesen Rath hin, ohne eine bestimmte Antwort zu ertheilen, ohne einen Beschluß zu verrathen. Wohl war jener Plan längst in ihm beschlossen, aber selbst dem Vertrautesten verhehlte er ihn bis zur Plötzlichkeit der Ausführung; er wollte früher noch hin und wieder sonden in den Meinungen der Völker, wie weit er gehen dürfe; deshalb jene heimlichen Anträge in Deutschland, in Frankreich; traf jener Beschluß keine verwundbare Stelle in des Kaisers Ansehen, so prallte er ins Leben des Papstthums zurück und dies — war gewesen. Nein! die Bedeutung der ihm kundgegebenen Drohung wohl erfassend, — „daß nämlich der Kaiser ihn bei längerem Widerstande zum Gefangenen machen wer-

de," — erwartete er dies ihn persönlich treffende Unglück hoffnungsfroh als letzte Rettung für die Kirche! Denn, wenn der Kaiser, verblendet von seinem Glücke, sich selbst über die Folgen täuschend, dies Wagniß ausführe, das furchtbarste Verbrechen begehe, die Unverletzlichkeit des göttlichen Statthalters antaste; — dann ist der Schein von Gerechtigkeit, der sein Ansehen bisher zusammenhält, zerrissen, und, wie die Leidenschaft der Rache, die sich dann jedem Auge offenbart, ihn wieder in den Kreis gewöhnlicher Menschen herabzieht, so hebt das reinmenschliche Mitleid mit der Person des gefangenen und mißhandelten Greises auch die entthronte Idee wieder empor. In solchem Geiste, nicht um des eitlen Ruhmes, sondern wahrhaft um der Idee willen, hoffte Gregor freudig auf sein Marterthum! Und dann war der Zeitpunkt, aus der Gefangenschaft heraus jenen Streich zu führen, welcher Friedrich's lebenslangen Kampf um die

Palme brachte, da er diese schon erreicht zu haben wähnte.

Der Kardinal war indessen in des Papstes Namen rastlos thätig, wandte sich in Briefen an die Freunde des Römischen Stuhles, an die Republiken Genua und Venedig, an die lombardischen Städte, an den frommen König von Frankreich, welcher auch wirklich dem Kaiser dringende, wiewohl vergebliche Vorstellungen wegen Freilassung der Prälaten machte.

Während dieser Zeit war dem Kaiser ein lieber Gast gekommen, sein Schwager Richard von Cornwall, der von seiner Kreutzfahrt in Palästina wiedergekehrt. Mit so prachtvollen Festen wurde er von dem im Kirchenstaate als Sieger hofhaltenden Kaiser empfangen, als befinde sich das ganze Land im tiefsten Frieden, daß der

Papst, als er Nachricht von jener Lustbarkeit erhielt, prophetisch ausrief: „Fahre so fort, fahre fort, Verblendeter, so stößest Du Gottes Langmuth immer weiter von Dir.“ —

Richard von Cornwall hing mit großer Liebe an seiner Schwester Isabella und mit aufrichtiger Bewunderung an dem Kaiser; er beugte sich aber auch vor der Heiligkeit des Papstes mit jener religiösen Ehrfurcht, welche das Persönliche mit der Idee des Göttlichen, die Subjektivität und das Absolute in den von den Vorfahren überkommenen Vorstellungen seiner Zeitgenossen fast identificirte, — Vorstellungen, die beinahe zu fixen Ideen geworden waren, um welche sich das ganze Leben planetarisch bewegte. Durch Barbarossa hatten sich aus jener idealen Identität zuerst Schattirungen, dann Farben, endlich scharfe Conturen zu sondern begonnen; Kaiser Heinrich griff im Drange seiner strotzenden Schöpferkraft tiefer hinein, um Formen zu

bilden. Kaiser Friedrich der Zweite, von griechischem Schönheitssinne getrieben, das Christenthum zu humanisiren, welches seinen durch den Cölibat und die Ascetik scharf ausgeprägten Spiritualismus durch eben diese beiden an die Hierarchie verloren hatte, und nunmehr zwischen zwei widernatürlichen Extremen eingebannt war, zwischen der Aufopferung der Reinmenschlichkeit einerseits und der unabsehbar wachsenden Verweltlichung andrerseits, — Kaiser Friedrich II. suchte aus beiden Extremen das wahrhaft Göttliche des Christenthums anerkennend, die Reinmenschlichkeit zu retten, welche ihm als Selbstzweck des irdischen Lebens erschien; er strebte die tiefere Bedeutung des modernen Menschheitslebens durch Anregung und Befreiung des Völkerbewußtseins in einer schönen und edlen Form dauernd zu machen, solchermaßen eine Harmonie herzustellen, von welcher allein eine Fortbildung der Menschheit, als einer ganzen, zu erwarten war. Dies ist die gei-

stige Signatur seiner als geschichtlicher Erscheinung. Mit dem Bewußtwerden jener geschichtlichen Aufgabe beginnt sein Tag, nachdem sein Morgen wie ein schöner Traum von Thaten der Väter verronnen, es ist ein Tag, höher im Werthe, als jene Jahrhunderte, denen sein Geist vorangeeilt. Von allen seinen Freunden begriff vielleicht nicht einer diese Bedeutung seines Strebens in ihrer ganzen Tiefe; jene, welche etwas davon faßten, waren zu schwach, und jene großartigen Charaktere unter seinen Feinden, welche sie deshalb begriffen, weil sie als tödtende Waffe ihnen in's innerste Mark des Lebens fuhr, mußten sie nicht blos aus Nothwehr, sondern auch aus Überzeugung verdammen, aus einer Überzeugung, welche sie zwar nicht wie die ersten Blutzeugen des Christenthums, wohl aber wie die Heroen des Alterthums mit bewundernswerther Stärke und Ausdauer vertheidigten. Weil nicht nur die nächsten Freunde, welche sich um

Friedrich gruppiren, sondern die ganze Menschheit seiner Zeit nur seine Verdienste um die Gegenwart bewundern und seinen Zweck für die Zukunft zu verstehen nicht reif, — darum muß er untergehn. — —

Lächelnd, um seine Ungläubigkeit an dem Erfolg zu bergen, gestattete der Kaiser die Bitte seines Schwagers Richard, sich dem in Rom eingeschlossenen Papste vorstellen zu dürfen, und bei dieser Gelegenheit nochmals eine Vermittlung des Zwistes zu versuchen. Richard empfand im Voraus eine Genugthuung seines Selbstgefühls in dem Gedanken: ihm, dem welterfahrnen und frommen Kreutzfahrer, dem Bruder des Königs von England, welcher der Hierarchie von jeher große Zugeständnisse gemacht hatte, müsse ein Werk gelingen, wofür der kluge Kaiser jede Hoffnung bereits aufgegeben. Von der Unmöglichkeit des Gelingens fest überzeugt, ertheilte Friedrich, der seinem gutmüthigen Schwager sich gerne gefällig

erwies, ihm die ausgedehntesten Vollmachten. Während nun Richard dahinzog, wog Friedrich im Geiste die möglichen Fälle gegeneinander ab. Es beschäftigte ihn ein Gedanke, der mit dem bald zu erwartenden Todesfalle des Papstes und der Gefangennehmung der Kardinäle zusammenhing, ein titanischer Gedanke, der seither keinen Fürsten zur Verwirklichung gefunden hat.

Der Papst empfing den Briten minder freundlich, als dieser erwartet hatte und um der Rücksicht auf sein Vaterland willen hatte erwarten dürfen. Die furchtbare Sommerhitze, der scheußliche ungesunde Dunstkreis, der über Rom lag und eine Seuche ausgebrütet hatte, welcher ein Theil der Bevölkerung erlag, übten auf die physische Stimmung des hochbetagten Mannes schlimmen Einfluß, und das aus dieser entsprin-

gende Unbehagen wirkte auch auf die seelische zurück, welche durch die letzteren Erfahrungen ohnehin eine gereizte war.

Als nun aber Richard gar seinen Versöhnungsplan zum Vorschein brachte, flammte der Zorn des Papstes auf, so viele Mühe auch, diesen zu besänftigen, sich der Kardinal Sinibald gab, welcher die Vorschläge Richard's unterstützte, weil er zwar ebenso unversöhnlich, doch minder großartig als der Papst, dessen Plane nicht begriff, das Äußerste fürchtete und um jeden Preis die Freiheit zu retten wünschte, um zu günstigerer Zeit den Kampf aufzunehmen.

„Mögen die Trümmer der Peterskirche mich begraben!" sprach der Papst; „ich gebe die Ehre der Kirche nicht Preis. Jedes Anbieten von ihrer Seite ist eine Schmach, wie sie, so lang ich lebe, nicht kommen soll! Die Kirche ist Mutter, der Kaiser Sohn. Die Mutter hat zu befehlen, der Sohn zu gehorchen. Die Kirche

kann nur vergeben, wenn der Sohn sich zur Buße stellt. Versuch' es der Kaiser, die Mutter zu morden, die er schon besiegt zu haben glaubt. Eher zerschmettert ein Blitz seine schon aufgehobene ruchlose Hand, als diese zum Muttermorde sich senken kann."

Richard war wie jeder Schwache, der sich stark dünkt und plötzlich Widerstand findet, von diesem unvermutheten Starrsinne betäubt, verwirrt. Einige Minuten lang stand er stumm, unschlüssig, was er sprechen, ja wie er nur schicklich sich von dem höchsten Fürsten der Christenheit zurückziehen solle, der, in Gedanken vertieft, ihm ein Zeichen zu geben vergaß, daß er entlassen sei.

Indessen hatte der Kardinal heimlich mit Gregor gesprochen, und des Letztern schmerzverzerrte Züge erheiterten sich. Ängstlich beobachtete ihn Richard und schöpfte aus dieser Veränderung der Mienen neue Hoffnung. Da trat

der Papst auf ihn zu und sprach vertraulich: „Wenn ich bisher streng mit Dir redete, mein Sohn, so bedenke, daß ich zu dem Schwager eines Menschen sprach, von dem ich nicht Bedingungen, sondern Unterwerfung fordere, weil er sich so frevelhaft vergangen, wie er hier auf Erden es durch keine Strafe abbüßen kann, und wenn er auch heute noch — freiwillig oder gezwungen — seine Krone vom Haupte nähme, damit die Kirche sie auf ein — würdigeres setze! — Nun aber spreche ich zu Dir, als zu dem Sohne Englands und zu dem Bruder eines Königes, welcher seine Pflichten gegen die heilige Kirche den irdischen Rücksichten stets freudig nachsetzte. Als solcher sei mir herzlich willkommen, mein Sohn in Christo."

Von dieser Milde und Herablassung, welche unmittelbar auf die Strenge folgte, und ihm persönlich galt, war Richard geschmeichelt und eingenommen; er erwiederte: „Ich wünschte, hei-

liger Vater, daß ich Eure Gnade für mich durch irgend einen Dienst erwiedern könnte, den Ihr mir auferlegt."

Der Papst schwieg ein Weilchen, dann sprach er sanft und treuherzig: „Von einem Dienste kann nicht die Rede sein; ich bin's entwöhnt, Dienste anzunehmen. Würdest Du Dich aber weigern, mein Sohn in Christo, wenn ich, als des Heilandes Statthalter, Dir ein Joch auferlegte, dessen Bürde mancher beneidet?"

„Wie könnt Ihr an meinem Gehorsam zweifeln, heiliger Vater? Gern bin ich zu allem bereit, was unsrer göttlichen Religion zu wahrem Nutzen und Frommen gereicht."

„Würdest Du auch nicht zagen, wenn ich, wie Innocenzius der Dritte die Krone von Otto nahm und an diesen undankbaren Sohn der Kirche gab, — sie eben diesem — einst oder jetzt vom Haupte nähme und auf Deinen Scheitel setzte?"

Richard bebte, keiner Antwort fähig. Diese

schwache Natur mußte auf alles vorbereitet sein; jedes Plötzliche erschien ihr wie ein Frevel. So auch jetzt das Anerbieten des Papstes. Er raffte sich zu einer Art von Ehr- und Pflicht-Gefühl auf, er schwindelte in eine Art von Zorn über diese Zumuthung, deren Verwirklichung ihm unmöglich schien, und stammelte: „Nimmermehr!“

Unwillig winkte ihm jetzt der Papst, sich zu entfernen. Der Kardinal aber, ein feiner Menschenkenner, beobachtete ihn und dachte, während Richard von hinnen ging: „Schwächlinge wie dieser sind's, die wir brauchen.“ — —

Mit jedem Schritte aus dem Audienzzimmer des Papstes wuchs Richard's Entrüstung; jetzt erst bildete er sich ein, durch jene Zumuthung als ehrlicher Mann beleidigt worden zu sein, und dennoch hatte das Anerbieten etwas so Verführerisches, daß er den Gedanken daran nicht abweisen konnte. Um so mehr redete er sich selbst seine Rechtschaffenheit, seine Treue ein. Ganz

erhitzt kam er zum Kaiser, der wohl den Starrsinn des Papstes, aber nicht das Anerbieten vorausgesehen, und bekannte ihm, nicht wenig stolz auf seine Standhaftigkeit, alles. Friedrich dankte ihm auf eine so feine Weise, daß Richard die Ironie, welche in der Höflichkeit steckte, nicht merkte, sondern um so aufgeblasener über seine Schwäche einherstolzirte. „Ein Schreckschuß!" dachte der Kaiser; denn er war fest überzeugt, daß der kluge Gregor, wenn er wirklich das, was er geäußert, im Schilde führte, es gerade diesem Richard — wenigstens jetzt — nicht anvertraut hätte; doch er vergaß, daß Gregor kränklich und gereitzt war.

„Was werdet Ihr hierauf beschließen?" fragte er seinen Schwager.

Richard nahm den Mund voll und erschöpfte sich in Verwünschungen über den Beleidiger, der ihm ungestraft eine solche Zumuthung habe machen dürfen. Und doch flimmerte ihm der Glanz

der Krone vor den Augen; und doch dachte er an dies und jenes, was e r, wenn e r Kaiser wäre, in seiner Weisheit anders und besser machen würde, denn Friedrich. Nicht unerwünscht war es diesem, daß Richard jedem, der es hören mochte, von seinen vergeblichen Bemühungen zur Versöhnung und von seiner Selbstverläugnung sprach. Indessen wuchs das Glück der kaiserlichen Waffen im Kirchenstaate, unaufhaltsam wie die Seuche in Rom. „Die Seuche der Gleichgültigkeit, deren giftige Ausdünstungen sich in der Luft über alle Länder hin fortpflanzen!“ sprach Gregor zürnend. — „Laß Dich beschwören, Geißel Gottes! Im Namen dessen, der Dich sandte, fliege hinaus über die Mauern Roms, schwirre über den Häuptern der Feinde und triff den Gottverfluchten....“ Da ward ihm, als hätte ihn selbst die Geißel getroffen, und Todesfrost rieselte durch sein Gebein, indeß die runzelvolle Stirne vom Sonnenbrand glühte,

und gräßlicher Fieberdurst ihm Glied für Glied ausdürrte. Auch der Kardinal Sinibald wurde von der Seuche ergriffen und lag, mit unerträglicher Glut und schneidendem Frost ringend, wie ein in Ketten geschmiedeter Löwe. Der Schrekken vor der Seuche hob jede Pflicht der Diener, hob Mitleid, Liebe und Ehrfurcht auf. Verlassen lagen die Kranken im verpesteten und verpestenden Dunstkreis. Aus Schadenfreude und Tücke blieb Kaf, der manches Mittel wußte, unthätig. Was kümmerten ihn die Menschen, die Priester gar, mit denen er verkehrte! Die gefangene Manadora aber pflegte unermüdlich in christlicher Barmherzigkeit den kranken Kardinal, der ihr von seinem Schmerzenlager die matte Hand zum Segen auf's Haupt legte.

„Nicht mich segne, Diener Gottes!" flehte sie, segne die, denen Du bisher fluchtest. In diesem Augenblicke, da Du die Hand eines

Mächtigeren fühlst, vergiß Deinen Haß; o durch Liebe wirst Du genesen!"

„Ich vergab Dir ja schon!" erwiederte der Kardinal heiser, kaum vernehmbar; „ich will Dich freilassen...."

„Nicht für mich fleh' ich! Gedenke des Kaisers und Deiner Seele." — —

Der Kardinal wand sich in Schmerzen. Eifrig fuhr Manadora fort: „Bei der Liebe des Heilands, der für uns alle starb, gelobe Versöhnung! Mache, wenn Du genesen, dem Kriege, der Verfolgung ein Ende!"

Da überwand der Kardinal seine Leiden. „Nie! Nie!" stampfte er. „Hinweg, Versucherin! Deine Barmherzigkeit ist Falschheit, Eigennutz ist Deine Milde, Thörin! Frevlerin! Hüte Dich!" Er konnte nicht weiter sprechen und sank zurück.

Empört erhob sich Manadora von den Knieen; doch im nächsten Augenblicke siegte in ihr das

über alles Irdische erhabene göttliche Mitleid, und mit derselben Sorgfalt wie bisher pflegte sie den Unversöhnlichen. — —

Ein Bote stand in dem Vorzimmer des Papstes und drängte um Einlaß.

„Der heilige Vater ist krank," bekam er zum Bescheid. Bei Todesstrafe störe niemand seinen Schlummer!"

„Er muß mich hören. Meine Botschaft betrifft ihn selbst. Neues Unheil — —"

Der Papst war, durch den lauten Wortwechsel im Vorzimmer, von seinem ohnehin nur sehr leisen Schlummer geweckt worden. „Neues Unheil?" fragte er. „Hat Rom sich dem Kaiser ergeben? Sind wir gefangen?" Seine Hoffnung wurde lebendig, seine Züge erheiterten sich, die Macht seiner Krankheit erlahmte für einige Au-

genblicke vor der Urgewalt seines Geistes. — „Laßt den Boten herein, Kleingläubige," gebot er. „Sind wir gefangen, hat der Frevel sein Äußerstes vollbracht, — o dann ruft nicht Unheil, sondern rufet: Triumph! Dann siegen wir! Seht, wie mein Wesen sich verjüngt. Mein hundertster Geburtstag ist nah. Die Aloë, die ihr verwelkt und abgestorben gewähnt, treibt eine Blüthe."

Der Bote trat herein. „Sind wir gefangen?" fragte ihn der Papst ungeduldig.

„Dem Himmel sei Dank: nein, heiliger Vater!" erwiederte jener. „Noch hält der Allbarmherzige dies Unglück von Eurer erhabenen Person ab. — Doch Monteforte, Eure feste Burg, ist gefallen, und Eure Verwandte, die sie bewohnten, sind in des Kaisers Gewalt.

Da sank der Greis mit einem Schrei zur Erde. Die Nächststehenden hoben ihn für todt

auf, legten ihn auf das Bette und falteten ihm die Hände über der Brust. Dann entfernten sich einige, um den Kardinälen das traurige Ereigniß anzuzeigen.

Als Sinibald es erfuhr, war, wie durch ein Wunder, die Krankheit plötzlich von ihm gewichen. Er hatte nicht des Papstes Tod, er hatte gleichsam seine eigene Erhöhung auf den Stuhl des Apostelfürsten vernommen. Im Bewußtsein seiner Bedeutung für die Hierarchie sagte er sich's selbst: „Wer rettet jetzt die Kirche, als ich? Wen kann sie wählen, als mich?" Schon dachte der Hochstrebende an den Namen, welchen er sich nach seiner Erhebung, die ihm unzweifelhaft schien, beilegen wollte; Gregor der Zehnte? Nein, nicht Gregor! Zu lange hatte er diesen Namen als den eines Herrschers gehört, vor welchem er seine eigene Herrschbegier bergen gemußt. Über sich im Zenith aber sah er das leuchtende Sternbild

Innocenzius des Dritten. Gesund, kräftig entschlossen schritt er aus seinem Pallaste, um Gregor's Leiche zu sehen.

Als er in das Sterbezimmer trat, fand er bereits mehre Kardinäle rings um das Lager Gregor's auf den Knieen, im Gebete für die Seele des Verstorbenen. — Hinter den Knieenden stehend, blickte er mit vollem Behagen die Leiche an, und sein Herz sprach: „Endlich also, Starrköpfiger! Wie lange sträubtest Du Dich! Ohne Frucht Deines Lebens starbst Du. Ich pflücke sie. Endlich, endlich!" — Schaudernd wankte, taumelte er jetzt zurück; ihm war, als bewegten sich, diese unchristliche Freude zu verrathen, des Todten Lippen, als öffneten sich dessen Augenlider. „Willst Du im Tode noch herrschen? Lebtest Du noch nicht lang genug?" Ja die glanzlosen Augen Gregor's starren ihn an; Sinibald hält diese Blicke nicht aus, und knieet, das Haupt senkend, bei den Andern nieder. Doch mitten in

seinem Entsetzen spricht sein Herz, wilden Zornes voll: „O wär' ich jetzt mit Dir allein!"

Zum Staunen Aller erhob sich Gregor, der Todtgeglaubte, jetzt mühsam, blickte im Kreise um sich und sprach: „Ihr betet schon für den Todten, meine Brüder! Nicht lange mehr werde ich euch unterbrechen, noch Euer Gebet widerlegen."

Allmälig wurde seine Stimme wieder fester und kräftiger, seine Augen glühten auf's neue wie in den Tagen seines Glückes, und indem er die gefalteten Hände erhebt, sieht er nicht wie ein Sterbender aus, sondern macht Jeden die Vergänglichkeit des Menschen vergessen und erscheint wie vom Glanze überirdischer Majestät umflossen.

Da schallt von den Straßen herauf das Geschrei: „Der heilige Vater ist todt!" Das lang erduldete Elend verwandelt sich jetzt in Raserei. Drohende Stimmen erheben sich in dem Getüm-

mel und fordern die Kardinäle auf, unverzüglich mit dem Kaiser Frieden zu schließen.

„Erhebet, führet mich!“ gebeut mit Eins der Papst mit fester Stimme den Kardinälen.

Schweigend thun sie nach seinem Befehl und bringen ihn, wie er's verlangt, auf den Balkon des Pallastes.

„Der Papst lebt!“ ruft Gregor jetzt dem versammelten Volke zu, welchem er wie ein höheres Wesen erscheint, daß Jeder sich anbetend zur Erde wirft. „Nie stirbt der Papst, ewige Roma!“ — Dann, zu den Kardinälen gewendet: „Vertraut auf Gott! Seid einig!“

Erschöpft hält er inne; die Kardinäle müssen ihm, wie einst die Engel dem betenden Moses, die gefalteten Hände stützen. Nach kleiner Weile erhebt er auf's neue die Stimme zu ihnen: „Ich sterbe unbesiegt und glücklich. Das Gebäude ist fertig, keine irdische Macht vermag es je niederzureißen. Traget, ihr starken lebendigen Säulen,

deren jede der Herr setzte und ersetzt, traget die Decke des Allerheiligsten! Wache, Du von Euch, der nach immer kommen wird, wache, bete und handle. Nicht trachte nach Gut und Gold, wie ich Dir keins hinterlasse, nicht vermenge Deine irdische Leidenschaft mit Deiner göttlichen Sendung; wie ich jede solche ins Grab nehme, so tödte Du jede, wenn Du die Tiara empfängst, und nur angethan mit dem unbeugsamen Willen, setze Dich auf des Apostels Thron. Mein Vermächtniß an Dich — ist die Menschheit!"

Er sinkt in die Arme der Kardinäle zurück. „Deinen Segen, heiliger Vater!" flehte unten das Volk.

Gregor rafft seine Kraft zum letztenmale zusammen und streckt die Hand zum Segen aus, während seine Lippen stammeln: „Und vergib uns unsere Schuld, so wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!"

Einer von den Kardinälen, der ihm die Hand

stützt, flüstert ihm zu: „O gedenke jetzt auch des Kaisers; vergib auch ihm!“

„Der Herr sei ihm gnädig!“ sprach Gregor mit brechender Stimme.... „Du, der nach mir kommt, richte,.... vernichte ihn!“ — —

Dies Wort ist sein letztes. Sinibald verschließt diese Reliquie in seinem Herzen.

Als der Kaiser die Nachricht vom Hinscheiden seines Feindes erhielt, rief er erschüttert: „Gott, richte ihn nicht nach seinen Werken!“ Dann verschloß er sich in seinem innersten Gemache und ging zu Rath mit sich selbst.

„Da dieser starb und ich lebe, — bedarfst Du, Menschheit, künftig eines Papstes? Jetzt, jetzt wäre der Zeitpunkt!“

Nicht lange schwankte er. Stolzes Selbst-

vertrauen durchkräftigte ihn, schwoll ihm zu Haupten.

„Die Geschichte ist sparsam mit Weltbewegern. In den Kreis meines Lebens stellte sie zwei, Innocenz, Gregor; — woher nimmt sie so bald Stoff für einen Dritten? Ich brauche keinen zu scheuen. Noch viele Schwachköpfe gibt's auf Erden, — diese sind's, denen ich das Schreckbild eines Papstes noch lassen mag. Einem künftigen Geschlecht leb' ich; das künftige Geschlecht wird den Begriff eines Papstes nur als Tradition kennen. Das Wesen tilge ich; — mögen sie mit dem Namen noch eine Weile spielen!"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duller, Eduard,

Kaiser und Papst Roman ; in vier Theilen

Bd.: 3

Leipzig (1838)

P.o.germ. 283 sc-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107487-9